

d'Lëtzebuerger **Land**

Land

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#34 64. Jahrgang 25. August 2017



3,50€

Undurchsichtig, undemokratisch, Unrecht

Die Reformpläne zur *Éducation différenciée* werfen die Frage auf, wie ernst es die Regierung mit der Inklusion meint

Die Zukunft gehört Bridel

Bei einem Referendum am 8. Oktober sollen die Kopstaler sagen, ob sie künftig weiter im roten Süden oder lieber im reicheren Zentrum wähen wollen

Vertagter Soda-Krieg

Statt zum 1. Januar eine Limonadensteuer einzuführen, vermachte die Regierung das Vohaben lieber ihrer Nachfolgerin

Foto: Sven Becker

Eine Schule für alle

Ines Kurschat

„Wenn sich jemand verletzen sollte: Wir haben noch Holzbeine, Augenklappen und Armhaken im Angebot“, ruft die schlechte Captain-Jack-Sparrow-Kopie mit dem roten Band im Haar breit grinsend. Der Oberpirat, der vor einer Gruppe Kinder die Piraten-Spielregeln erklärt, ist einer von 15 SNJ-Animateuren, die heute im Park in Colmar-Berg eine inklusive Ferienkolonie betreuen. Inklusiv, weil hier behinderte und nicht-behinderte Kinder zusammen spielen und auf Schatzsuche gehen.

Bildungsforscher der Uni Luxemburg haben inklusive Praktiken analysiert, die andere Schulen zu Inklusion inspirieren könnten

„Seit einigen Jahren gibt es immer mehr gemischte Kolonien“, erzählt Anne Gantrel. Sie ist die Leiterin des dreitägigen Camps und eine von zwei Lehrbeauftragten des nationalen Jugenddienstes SNJ, die Wochenendseminare zum Thema Integration halten. Dort bekommen angehende Animateure die es wünschen, Grundwissen über verschiedene Behinderungen vermittelt, aber auch Praktisches, etwa wie sie Kinder im Rollstuhl schonend und sicher heben können, wie man Windeln wechselt, was zu tun ist, wenn ein Kind einen epileptischen Anfall bekommt.

Vor jedem Start einer Kolonie findet ein Gespräch mit den Eltern des behinderten Kindes statt und mit dem Kind selbst. „So können wir uns besser auf individuelle Bedürfnisse einstellen“, sagt Gantrel. Heute ist ein Mädchen im Rollstuhl dabei, das über eine Sonde ernährt werden muss. „Die Eltern haben uns zuvor gezeigt, wie wir sie anbringen und was zu beachten ist.“ Die Animateure versuchen, „so offen wie möglich alle Fragen zu beantworten“, erzählt die Animateurin weiter. So werde das Kennenlernen zwischen behinderten und nicht-behinderten Kindern erleichtert, Hemmschwellen abgebaut. Und wenn ein Kind mal partout keine Lust hat, dann beschäftigt sich eine Betreuerin mit ihm, so wie mit Phillip (Name geändert). Er ist Autist und hat keine Lust, sich zu seinen Kollegen zu gesellen. So etwas geht, weil der Personalschlüssel eins zu eins beträgt.

Von solchen Bedingungen kann das Lehrpersonal in den meisten Schulen im Land allerdings nur träumen. Behinderte Kinder haben ein Recht auf inklusive Bildung. Das steht so nicht nur im Grundschulgesetz von 2009, sondern auch in der UN-Behindertenrechtskonvention, die Lu-

xemburg 2007 unterschrieben hat. Und trotzdem kommt es immer wieder vor, dass Eltern ihren behinderten Sohn oder Tochter in eine reguläre Schulklasse schicken – und sie nach einigen Monaten wieder frustriert herausnehmen, weil das Kind ihrer Meinung nach nicht angemessen betreut wird.

So auch Sabine Funk (Name geändert). Sie bestand von Anfang an darauf, ihr Kind in die Schule im Viertel zu schicken: „Studien zeigen, behinderte Kinder, die in die Regelschule gehen, lernen mehr. Außerdem sind die Nachbarskinder dort.“ Eine Zeit lang ging das gut. Die Klassenlehrerin war bemüht und obwohl sie von der seltenen genetischen Krankheit noch nie etwas gehört hatte, las sie sich in Fachliteratur ein. Gemeinsam mit der Inklusionskommission wurde ein Lehrplan erstellt, der auf das Mädchen, das zusätzlich stundenweise von einer Assistentin betreut wurde, zugeschnitten war. Dann aber wechselte das Mädchen den Zyklus und die neue Lehrerin fand, das Kind sei besser in einer Sonderschule der *Éducation différenciée* aufgehoben. Nur mit viel Beharrungsvermögen, Beschwerden beim Schulkomitee, Schreiben ans Inspektorat konnte die Tochter bleiben. Weil sie aber keine Lernfortschritte machte und bei Gruppenaktivitäten oft außen vor blieb, ließ sich die Mutter schweren Herzens schließlich doch umstimmen und schickte ihre Tochter ab dieser *Rentrée* zeitweise in die Édiff. Auch da klappt der Übergang nicht reibungslos: Statt wie ausgemacht, aufeinanderfolgende Tage zu organisieren, damit sich das Mädchen nicht immer wieder zwischen Schule und Édiff umgewöhnen muss, soll sie montags, mittwochs, freitags in die Sonderschule. „Das war so nicht abgemacht“, sagt ihre Mutter verärgert. Sie überlegt, erneut Einspruch zu erheben.

Fälle wie diese gibt es laut der Behindertenorganisation Zesumme fir Inklusioun Asbl in Luxemburg viele. „Wir erleben immer wieder, dass Eltern, die ihr Kind regulär einschulen wollen, seitens des Lehrpersonals Druck gemacht bekommen, das Kind in die Édiff zu schicken“, sagt Martine Kirsch, Präsidentin der Behindertenorganisation, in der sich Lehrer und Eltern zusammengen haben. Eine Mutter hatte ihren Sohn, der an Asperger-Autismus erkrankt ist, probeweise in eine Sonderschule gegeben, obwohl sie ihn lieber in die Regelschulklasse geschickt hätte: „Wirklich freiwillig war das nicht, aber mir und meinem Mann wurde bei einer Besichtigung rasch klar, dass die Schule nicht darauf eingestellt ist, Kinder wie unseren Sohn zu betreuen.“ Nach wenigen Tagen flatterte ihr ein Schreiben ins Haus, mit der Aufforderung, den Jungen verbindlich in die Édiff einzuschreiben. Die Mutter weigerte sich, einmal, zweimal. Zesummen fir Inklusioun rät Eltern deshalb, zu Beratungsgesprächen mit der Schule und der Édiff grundsätzlich zu zweit zu gehen. „Dann fühlt man sich nicht so ausgeliefert.“

Dabei hatte der Gesetzgeber mit der Grundschulreform die *Commission d'inclusion scolaire* als Organ vorgesehen, das helfen soll, die Inklusion voranzutreiben. Dort sitzen neben Inspektorat und Klassenlehrer Mitarbeiter des multiprofessionellen Teams und erstellen den individuellen Betreuungsplan, außerdem sind sie Kontaktstelle für die Eltern. Wie gut das übers Land klappt, welche Qualität die Förderprogramme haben, wie kontinuierlich sie fortgeführt werden, ob die bereit gestellten Mittel reichen, ist unklar: Es gibt kaum landesweite Erhebungen zur Inklusion. Und doch hören Eltern immer wieder, ihr Kind sei besser in der Édiff aufgehoben, stellen sich Lehrer mit dem Argument gegen Inklusion, sie seien nicht vorbereitet, es fehle an Zeit und Ressourcen.

Doch es gibt Schulen in Luxemburg, da lernen behinderte und nicht-behinderte Kinder zusammen – und es funktioniert. Die Jean-Jaurès-Schule in Esch-Alzette hat den Unterricht und andere Aktivitäten von vornherein inklusiv angelegt. Die Schule ist eine von mehreren Schulen in Europa, die an einem europäischen Forschungsprojekt teilgenommen hat, unter anderem mit der Uni Luxemburg, in dem es darum geht, inspirierende inklusive Praktiken zusammenzutragen, sie wissenschaftlich zu untersuchen und der (Fach-) Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ein Video zeigt den Alltag der Escher Ganztagschule und man muss sehr genau hinschauen, um Kinder mit Behinderungen auszumachen, weil im Grunde jedes Kind hier in seinem eigenen Rhythmus lernt. Auch wer Erzieher ist, wer persönliche Assistenz, wer Lehrerin wird nicht immer deutlich, weil alle zusammenarbeiten. Der Unterricht ist differenziert, durch Wochenlehrplan, durch individuelle

Betreuung. Dass behinderte Kinder hinter einem Tuch abgesperrt für sich sitzen, um Schulkameraden nicht beim Lernen zu stören oder allein mit der Assistentin auf den Spielplatz gehen, weil es für sie kein Förderprogramm gibt, ist hier undenkbar. Hier wird im Team unterrichtet, so dass sich eine Lehrerin oder ein Erzieher auch einmal intensiver um ein Kind kümmern kann.

„Ja, es braucht Ressourcen, vor allem aber zählt der gute Willen aller Beteiligten“, nennt Justin Powell, Professor für Erziehungswissenschaften an der Uni Luxemburg, die wichtigste Bedingung, damit Inklusion gelingen kann. Gemeinsam mit Schülern und Lehrern sowie Filmemachern des Bildungsministeriums haben Powell und die Psychologin Michelle Brendel den Film konzeptualisiert. In Deutschland, das ebenfalls die UN-Behindertenrechtskonvention unterzeichnet hat und sich ähnlich schwer mit ihrer Umsetzung tut wie Luxemburg, wird in den Feuilletons kontrovers über die Machbarkeit von Inklusion diskutiert. Skeptiker fürchten sinkendes Lernniveau und schlechtere Noten, Befürworter halten mit – wissenschaftlich belegten – Lernfortschritten bei behinderten und nicht-behinderten Schülern dagegen.

„Es erfordert eine bestimmte Haltung, sich auf Inklusion einzulassen“, betont Michelle Brendel. Es gehe nicht nur darum, Rollstuhlrampen zu bauen oder behindertengerechte Toiletten einzurichten. „Inklusion stellt die Schulstruktur von Grund auf in Frage“, so Brendel. Der Spruch, der inzwischen in keiner Ministerrede mehr fehlt, die Schüler da abzuholen, wo sie stehen, und die Schule den Bedürfnissen der Kinder anzupassen und nicht umgekehrt, bedeutet, aber das sagt der Minister meist nicht, die Schule von Grund auf anders zu denken. Mit herkömmlichen Methoden und Lehrplänen ist es nicht getan. Egal, ob ein Schüler oder eine Schülerin behindert ist, ob verhaltensauffällig oder hochbegabt, alle diese Kinder lernen zusammen in gemeinsamen Klassen.

Damit das bei einer so heterogenen Schülerpopulation wie der hiesigen funktioniert, müssen Lehrer umdenken, sich stärker vernetzen, neue Wege gehen – auch wenn sie dafür nicht ausgebildet sind. Allein auf sich gestellt, ist das schwer möglich, aber gemeinsam mit Kollegen, im Team, könnten Räume und Zeit frei werden, die für individualisierte Betreuungsangebote genutzt werden können. In der Inklusion geht es nicht nur um Kinder, die im Rollstuhl sitzen, sondern auch um sprach- oder hörgeschädigte oder lernbehinderte Schüler, um Kinder mit unheilbaren Muskelerkrankungen oder tiefgreifenden Entwicklungsstörungen.

Deshalb die Einführung der *Équipes multiprofessionnelles*, in der sich Psychomotoriker, Ergotherapeutinnen, Logopäden befinden: ein interdisziplinär zusammengesetztes Team geht dort in die Schule, wo seine Expertise gebraucht wird. Die Teams sollen künftig durch sonderpädagogisch geschulte Förderlehrkräfte verstärkt werden (siehe Seite 3). Aber zum einen waren die Ressourcen von Anfang an knapp bemessen, und selbst in diesen Teams, die bisher der Édiff unterstellt waren, herrschte oftmals ein Denken, das sich eher an medizinischen und oder psychologischen Diagnosen orientierte, statt nach pädagogischen Lösungen für den Einzelnen zu suchen. In einem leistungsorientierten Schulsystem, das Schüler nach Leistungsstärke und -schwache unterteilt, eisern einen Lehrplan verfolgt und so alle Schüler über einen Kamm schert, ist das nicht möglich. Das Grundschulgesetz sendet diesbezüglich widersprüchliche Botschaften: Einerseits sollen Kinder differenziert unterrichtet werden. Parallel sind individualisierte Angebote ausdrücklich möglich. Andererseits werden mit standardisierten Kompetenzsockeln, die jeder für die Versetzung in den nächsten Zyklus erreichen muss, und einer einheitlichen Bewertung, individuelle Lösungen erschwert, wenn nicht verhindert.

Dabei gibt es andere Unterrichtsmethoden und Bewertungsformen, wie etwa das Portfolio, mit der das Escher Lehrpersonal gute Erfahrungen gemacht hat. Die Mappe zeichnet Lernerfolge und Entwicklungen des jeweiligen Kindes nach. Jede Schülerin, ob sie nun langsamer lernt oder schneller, ob er spezielle Unterstützung erfährt oder nicht, hat ein Portfolio. Ein anderes Beispiel aus dem europäischen *Teaching-Diversity*-Projekt zeigt eine Schule in Spanien, die auf kooperative Lernformen setzt: Schüler lernen gemeinsam in Dreier- oder Vierer-Gruppen, in der mal die eine, mal der andere die Nase vorn hat und Aufgaben zusammen gelöst werden. Die Lehrer arbeiten in Teams, bereiten den Stoff gemeinsam vor und sprechen sich stets ab. Selbst Eltern von nicht-behinderten Kindern, die anfangs skeptisch waren, sagten später, ihr Kind habe durch die Diversität und das kooperative Lernen in der Klasse viel gelernt, nicht zuletzt Kompetenzen wie Solidarität, Teamarbeit und gemeinsames Problemlösen, die heute bei der Jobsuche immer wichtiger werden.



Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Inklusion kann gelingen, wenn alle zusammenarbeiten...



Zusammen Spaß haben: Auch Einkaufen will gelernt sein. Unten: eine inklusive Ferienkolonie in Colmar-Berg, organisiert und betreut vom Service national de la jeunesse

Undemokratisch, undurchsichtig, Unrecht

Die Stimmung ist mies bei den Behindertenorganisationen. Im Juni hatten Alpeed, Trisomie 21 und Zesummen fir Inklusion einen Brief an Erziehungsminister Claude Meisch und Familienministerin Corinne Cahen (beide DP) geschrieben und sich bitter beklagt. Es ging um Änderungen zum Grundschulgesetz, die neue Zuständigkeiten sowie die Funktionsweise der *Commission d'inclusion scolaire* (CIS), künftig *Commission d'inclusion*, festlegen. Obwohl ein Vorentwurf bereits im Februar vorlag, wurde die Novelle den Behindertenorganisationen erst im Mai zur Stellungnahme zugestellt. So knapp war die Zeit, dass auch der Hohe Behindertenrat, der für die Interessen von Behinderten eintritt, sein Gutachten nicht mehr rechtzeitig zur Abstimmung Ende Mai fertig bekam.

Doch die Kritik hält an und es steht zu befürchten, dass die *Rentrée* dieses Jahr mit einem Organisationschaos beginnen wird. So sollen laut Gesetzesänderung jene Teile des Personals der *Éducation différenciée*, die mit förderbedürftigen Kindern in der Regelschule arbeiten, den ab Herbst ihre Arbeit aufnehmenden regionalen Direktionen zugeordnet sein. Édifff-Personal, das in den Sonderschulen und spezialisierten Zentren tätig ist, bleibt dagegen der Édifff unterstellt. Weil aber Kinder teilweise in der Édifff und in der Regelschule sind, ist Durcheinander programmiert.

Auch die neuen Regeln der Inklusionskommission sorgen für Ärger. In ihr sind vertreten: der Direktor, ein Lehrer, drei Mitglieder der mobilen Förderteams, ein Vertreter des Ministeriums, einer der *Éducation différenciée*, die in Zukunft in Kompetenzzentren überführt wird (siehe weiter unten). Zusätzlich kann, bei Bedarf, ein Schulmediziner, eine Kinderärztin oder eine Sozialassistentin hinzugezogen werden. Doch viele behinderte Schüler werden schon von Ergo- und Sprechtherapeuten oder Psychomotorikern betreut, für sie ist jedoch kein fester Platz in der Kommission vorgesehen, obwohl ihre Arbeit für den Lernprozess unverzichtbar ist.

Eine weitere Kritik von Eltern und Behindertenorganisationen ist, dass die Experten der CIS, die eigentlich den inklusiven Unterricht und die individuelle Betreuung organisieren sollen, behinderte Kinder eher aus medizinischem Blickwinkel betrachten und zuweilen mit einer defizitärer Sichtweise: Anstatt zu prüfen, welche Fähigkeiten das Kind mitbringt und vor allem was die Schule braucht, um das Kind unterrichten zu können, werde betont, was nicht geht. Kommissionen tagen ohne Anwesenheit der Eltern, die oft lediglich angehört werden, statt sie in Gestaltung und Umsetzung des Förderprogramms aktiv einzubinden. Dem *Land* sind Fälle bekannt, in denen Eltern Sitzungsberichte extra anfragen mussten – und dennoch nicht ausgehändigt bekamen. Diese Experten-Übermacht bleibt bestehen, die Novelle sieht lediglich vor, dass Eltern „sont invités à participer à une réunion de concertation préalable avec des membres de la CI en vue de préparation de la proposition de prise en charge“. Dabei hatte Minister Meisch wiederholt mehr Elternbeteiligung und -einbindung versprochen. Es ist abzusehen, dass die Elternbeschwerden rund ums Thema Inklusion mit dem Gesetz künftig nicht weniger werden dürfen.

Die Lehreraus- und -weiterbildung wurde aus dieser Reform ausgeklammert. Sonderpädagogisch geschulte Lehrkräfte, zum Teil aus den Édifff, zum Teil neu eingestellt, sollen Lehrer bei der Umsetzung eines inklusiven Unterrichts unterstützen. Was Experten als notwendigen Schritt für mehr Inklusion begrüßen, könnte insofern für neue Spannungen sorgen, wenn nicht klar ist, wer welche Kinder betreuen wird. Weil künftig in

Kompetenzzentren sollen die umstrittene *Éducation différenciée* ablösen. Doch auch dort sind feste Klassen möglich, und die viel kritisierten Kohabitationsklassen sollen ebenfalls bleiben

Kindern mit „besoins particuliers“ und Kindern mit „besoins éducatifs spécifiques“ unterschieden wird, befürchten nicht nur Behindertenorganisationen und der Elterndachverband Fapel, sondern auch Experten der Uni Luxemburg, dass hier zwei Gruppen von Kindern geschaffen wird: diejenigen, die mit etwas Förderung dem Regelschulprogramm folgen und jenen, bei denen dies aufgrund der Behinderung nicht der Fall ist, die dann in Sonderschul- oder Kohabitationsklassen betreut würden.

Denn anders als der Minister beteuert hat, wird die *Éducation différenciée* nicht wirklich abgeschafft. Vielmehr werden in einem zweiten Gesetzentwurf, der sich auf dem Instanzenweg befindet, acht nationale Kompetenzzentren bestimmt. Behindertenverbände sprechen empört von „Mogelpackung“. Ihr Misstrauen ist insofern nachvollziehbar, als im Motivenbericht nicht deutlich wird, ob es sich bei den Kompetenzzentren um Ressourcenzentren handelt, die den Regelschulen zuarbeiten, indem sie Lehrern mit dem nötigen Fachwissen beiseite stehen, und so die Inklusion vorantreiben. Und ob auf längere Sicht, mit fortschreitender erfolgreicher Inklusion in die Regelschule, sich ihre Bedeutung und ihr Einfluss verringert. Oder ob es nicht doch darum geht, die alte Édifff im neuen Gewand fortbestehen zu lassen. Denn den Kompetenzzentren bleibt die Möglichkeit ausdrücklich vorbehalten, neben ambulanten sonderpädagogischen Teams feste Sonderschulklassen einzurichten. Außerdem steht im Text, die Kompetenzzentren wären autonom, ihre Geltungsbereiche würden „considérablement élargis et leurs moyens seront renforcées“. Das klingt nicht nach einem ernsthaften Bestreben, ein einheitliches inklusives System

für alle Kinder auf-, sondern danach, bestehende Sonderstrukturen auszubauen.

So soll es neben Zentren für Seh- und Hörbehinderungen oder Psychomotorik eines für Verhaltensauffälligkeiten geben. Welche Auffälligkeiten sind gemeint, welche Kinder betroffen? Wird das nicht dazu führen, dass bestehende Schief lagen fortgeschrieben werden? Der typische Sonderschüler ist männlich und stammt aus einer sozial schwachen Familien; der Anteil an Portugiesen in der Édifff ist, gemessen an ihrem Bevölkerungsanteil, überproportional hoch. Und was geschieht eigentlich, wenn ein Kind mehrere Einschränkungen hat?

Der Motivenbericht betont zwar, dass die *Éducation différenciée* heute nicht mehr die von früher sei, dass in den vergangenen Jahren zahlreiche Veränderungen vorgenommen wurden, sei es in Form von Weiterbildung, Professionalisierung und Qualitätsentwicklung. Das mag stimmen, leider war der Sonderschulbereich nie vorbildlicher Schüler in Sachen Transparenz und Rechenschaft: Kein Audit, kein externer Evaluationsbericht (außer einem Leak 2008 zur skandalumwitterten Édifff in Esch) wurden je veröffentlicht. Der Webauftritt ist alles andere als zugänglich und erfüllt nicht einmal die Grundanforderungen eines barrierefreien Internets. Wer aktuelle Daten sucht, tut dies meist vergeblich. Es gibt bis heute keine reguläre unab-

hängige Berichterstattung über Qualität und Entwicklung der einzelnen Zentren, über Personal und Professionalisierung, die Interessierte einsehen könnten. Das stärkt nicht gerade das Vertrauen, zumal es bei der Inklusion nicht um eine Gefälligkeit geht, über die Lehrer, Schulen, Sonderpädagogen und Politiker nach Gutdünken entscheiden könnten: Bei der Inklusion handelt sich um völkerrechtlich verbrieftes Recht nach der UN-Behindertenrechtskonvention, die auch Luxemburg ratifiziert hat. Und dieses steht, ganz konkret gesagt, mehreren Hundert Kindern zu, die, wie alle anderen auch, von den Schulstrukturen darin zu unterstützen sind, ihr Leben so autonom und gut ausgebildet wie möglich zu gestalten. Ines Kurschat



Und zur Belohnung etwas zum Knabbern. Teilnehmerin am SNJ-Jugendcamp in Colmar-Berg

Die Reformpläne zur *Éducation différenciée* werfen die Frage auf, wie ernst es die DP/LSAP/Grüne-Regierung mit der Inklusion meint

Leitartikel

Sui generis

Romain Hilgert

Von der DP/LSAP/Grünen-Koalition wird in einigen Jahren vielleicht nur noch in Erinnerung bleiben, dass sie die „Trennung von Kirche und Staat“ vorgenommen hat, das heißt die Priestergehälter privatisiert, Religionsunterricht und Laienmoral fusioniert und den Gemeinden die Unterhaltskosten der Kirchengebäude abgenommen hat. Nicht einmal die CSV verspricht, diese wirtschaftsliberale Antwort auf die Säkularisierung der Gesellschaft rückgängig zu machen.

Als Nachhutgefecht begehren noch einige lokale Immobilienverwalter der Pfarreien gegen die gottlose Regierung, ihren vor Gericht verklagten Erzbischof und wohl bald gegen den HErrn auf. Um auch diesen Streit beizulegen, hat Innenminister Dan Kersch vergangene Woche einige Änderungsanträge zu seinem vor genau einem Jahr hinterlegten Gesetzentwurf nachgereicht. Dazu gehört eine Abänderung von Artikel 8 über den geplanten *Fonds de gestion du patrimoine du culte catholique*, der das kirchliche Immobilienvermögen in den Pfarreien aufnehmen und verwalten soll.

So wie, weiß Gott, zu den Sternstunden der Theologie die jahrhundertelangen Dispute über die Wesensart himmlischer und irdischer Erscheinungen, wie der Drei-

faltigkeit und der Transubstantiation gehören, so stellt sich auch die Frage nach der Wesensart dieses Immobilienfonds. Auf den ersten Blick mag es überraschen, dass die wirtschaftliche und rechtliche Natur dieses Schlüsselements der ganzen Reform nirgends definiert ist. Aber wie die Geschichte der Bankenaufsicht oder des Geheimdienstes zeigen, gehört Schwammigkeit zu den beliebtesten und effizientesten Herrschaftstechniken hierzulande.

Die Frage nach der Rechtsform des kirchlichen Immobilienfonds ist mehr als eine Spitzfindigkeit. Denn von ihr hängt ab, wie weit die angekündigte Trennung von Staat und Kirche vollzogen wird. Das heißt, ob der Fonds eine private Gesellschaft ist, die nach dem geläufigen Gesellschaftsrecht verwaltet wird und Steuern zahlen muss. Oder ob er noch einige Privilegien genießt, die eigentlich staatlichen oder anderen öffentlichen Einrichtungen vorbehalten sind.

Statt die Wesensart des Immobilienfonds zu definieren, nennt ihn der ursprüngliche Gesetzentwurf im Motivenbericht „une sorte de fusion des 285 fabriques d’église locales en une fabrique d’église nationale“, die rechtsfähig wird. Artikel 8 bestimmt,

dass er nach den Bestimmungen über gemeinnützige Stiftungen des Gesetzes über Vereinigungen ohne Gewinnzwecke im Handelsregister eingetragen werden soll. Das behagte allerdings dem Staatsrat nicht, der den Fonds in seinem Gutachten vergangenem Monat zu definieren versuchte und herausfand, dass er „sui generis“ sei, das heißt, ihn wie das Schnabeltier und das Erdferkel, als unklassifizierbar klassifizierte.

Nach Ansicht des Staatsrats bildet der Fonds „une personne morale de droit public *sui generis*“, weshalb er entsprechend den Bestimmungen über öffentliche Einrichtungen eingetragen werden soll. Diese Lesart übernahm nun der Innenminister in einem seiner Änderungsanträge und schreibt in Artikel 7: „Aux fins de cette immatriculation le Fonds est considéré comme établissement public.“ Damit folgt der Minister dem Wink des Staatsrats, dass nicht mehr von einer brutalen Enteignung gesprochen werden kann, wie es manche Kirchenfabriken tun, wenn die Pfarrkirchen einer öffentlichen Einrichtung übereignet werden. Aber wenn die katholischen Gotteshäuser einer dem Erzbischof unterstehenden öffentlichen Einrichtung gehören sollen, wird die geplante Trennung von Staat und Kirche wieder ein Stück zurückgenommen, bleibt auch der nächste Bischof ein Stück Staatsbeamte *sui generis*.

Der französische Staatspräsident Emmanuel Macron (links) wird am nächsten Dienstagmittag zu einem Arbeitsbesuch in Luxemburg erwartet. Auf der Tagesordnung stehen eine Audienz im großherzoglichen Palais und ein Gespräch mit Premier Xavier Bettel (Mitte) im Senninger Schloss. Dort soll dann auch der belgische Premierminister Charles Michel (rechts) eintreffen, um beim Abendessen über europäische Fragen zu diskutieren. Die drei Politiker pflegen sich als junge, dynamische Helden des Liberalismus zu inszenieren, der es ihnen wert ist, zur Not auch bonapartistisch durchgesetzt zu werden wie in Frankreich. rh.

Twitter-Konto Xavier Bettel

blog

Personalien

Personalien

Gesellschaft

Gesundheit

Wirtschaft

Wirtschaft

Jeannot Jeanpaul,

ehemaliger Bürgermeister von Künztzig, hört auf. Nach der Fusion mit Niederkerchen hatte seine von der CSV abgesplitterte Bierger-Interessen Gemeng Kéintzeg (BIGK) noch einmal 2011 kandidiert und mit ihren beiden Mandaten Michel Wolter (CSV) geholfen, die Wahlsiegerin LSAP auszubooten. Der Preis dafür war eine für Künztzig günstige Aufteilung der staatlichen Zuschüsse zur Gemeindefusion. Wenn am 8. Oktober keine getrennten Listen mehr in den beiden ehemaligen Gemeinden aufgestellt werden, hat die lokale BIGK wenig Chancen. Aber „wir haben alle unsere Ziele erreicht“, erklärte Jeanpaul dem *Luxemburger Wort* und will nun seinen Ruhestand genießen. rh.

Alex Bodry,

LSAP-Abgeordneter, ließ es sich nicht nehmen, beim Martin-Schulz-Hype mitzumachen und zum Wahlkampfauftritt des SPD-Kanzlerkandidaten ins benachbarte Trier zu fahren. Die Inhalte der Rede waren dabei offenbar nicht so wichtig, denn bei den Luxemburger Sozialisten Bodry, Marc Angel, Cathy Fayot und weiteren, die per Bus angereist waren, standen Selfies hoch im Kurs, die sich werbewirksam auf Facebook posten lassen. Noch, denn die Gewinnchancen des etwas bieder wirkenden Sozialdemokraten Schulz stehen bei den Bundestagswahlen am 24. September gar nicht gut: Aktuelle Umfragen des Forsa-Meinungsforschungsinstituts kommt die SPD in Deutschland auf rund 24 Prozent, CDU/CSU hingegen auf 38 Prozent. ik

Octavie Modert,

CSV-Abgeordnete, hat herausgefunden, dass es unterschiedlich teuer werden kann, in einer Majorzgemeinde zu kandidieren. Ist ein Kandidat nämlich verhindert und kann seine Kandidatur nicht eigenhändig beim Vorsitzenden des Hauptwahlbüros einreichen, kann er laut Artikel 202 des Wahlgesetzes jemand anderes damit beauftragen. Dafür muss der Kandidat aber seiner Vertrauensperson eine notariell beglaubigte Vollmacht ausstellen. Die CSV-Politkerin hat nun erfahren, dass die Notare unterschiedliche Tarife für das Beglaubigen dieser Vollmachten verrechnen, und fordert Innenminister Dan Kersch (LSAP) auf, für einen einheitlichen Tarif zu sorgen oder durch eine Änderung des Wahlgesetzes ganz auf notarielle Beglaubigungen zu verzichten. rh.

Catarina Nunes,

Schülerin und Erfinderin, erhielt uner rund 1 000 Mitbewerbern zwischen 13 und 18 Jahren den dritten Preis beim *China Adolescents' Science and Technology Innovation Contest* für ihren kleinen und kostengünstigen Wettersatelliten Minisat aus Open-Source-Bestandteilen von Arduiono (Foto: FJSL). rh.



Rede und Antwort

Eine zwölfköpfige Delegation von Vertretern der Ministerien Familie, Erziehung, öffentlicher Dienst, Gesundheit, Justiz, soziale Sicherung und Transport musste sich diese Woche den bohrenden Fragen des UN-Komitees für Behindertenrechte in Genf stellen. Zwei Mal drei Stunden dauerten die öffentlichen Sitzungen. Dabei ging es um kritische Nachfragen und Ergänzungen zum ersten Länderbericht Luxemburgs über die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention. Die UN-Experten äußerten sich besorgt darüber, dass in Luxemburg eine medizinische Sichtweise von Behinderung „tief im Rechtssystem und in den Praktiken verankert“ sei und der Fokus eher auf Fähigkeiten liege statt auf sozialen Barrieren. Die Regierungsvertreter mussten unter anderem erklären, wie es um die direkte Beteiligung von Betroffenen steht und warum bis heute eine zentrale Beschwerdestelle fehlt, um wirksam gegen Diskriminierung vorzugehen. Dem Regierungsbericht liegt ein eigener Schattenbericht der Behindertenorganisationen sowie der Menschenrechtskommission bei, die jeweils in gesonderten Treffen von den UN-Vertretern angehört und befragt wurden. Die Schlussfolgerungen des UN-Komitees sollen Ende des Monats veröffentlicht werden. ik

Eine Epidemie

„Alarmierend“ findet Gesundheitsministerin Lydia Mutsch (LSAP) die Befunde im Bericht 2016 des Aids-Überwachungskomitees. Vergangenes Jahr wurden 98 HIV-Neuinfektionen gezählt, zwar nur eine mehr als 2015, aber rund drei Mal so viele wie um die Jahrtausendwende, und seither zeigt der Trend nahezu kontinuierlich nach oben. Die Präventionsarbeit hierzulande werde immer wieder gelobt, doch besonders bedenklich sei die Ansteckungsrate unter Drogenabhängigen. Im Schnitt infizierten sich seit 2014 jährlich 20 Personen mit dem Virus, sei es durch ungeschützten Geschlechtsverkehr oder kontaminierte Spritzen. Weil statistisch gesehen sich jeder hundredste Drogenabhängige anstecke, spricht Vic Arendt, Präsident des Aids-Komitees, von einer „Epidemie in der Epidemie“. Folgeschwer sei die hohe Verfügbarkeit von Kokain, wenn es intravenös eingenommen wird. Die Droge überschwemme derzeit den „Straßenmarkt“, werde wegen der gegenüber Heroin kürzeren Wirkungs-dauer öfter gespritzt und das Infektionsrisiko wachse. Gleichzeitig werde HIV in der Drogenszene „nicht mehr so ernst genommen“, so die Ministerin. Sie kündigte zusätzliche Präventionsangebote für Kokainabhängige an. Das Aids-Komitee plädiert darüberhinaus für eine „universelle medizinische Versorgung für infizierte Drogenkonsumenten“. Schätzungen gehen davon aus, dass in Luxemburg derzeit 1 065 Personen mit HIV leben. Das Gesundheitsministerium nimmt an, dass 13 Prozent der Betroffenen von der Infektion nichts wissen. pf

Sinkende Arbeitslosenrate

Das hohe Wirtschaftswachstum macht sich weiter auf dem Arbeitsmarkt bemerkbar: Die Arbeitslosenrate lag im Juli bei 6,1 Prozent gegenüber 6,4 Prozent im Juli vergangenen Jahres. Gegenüber dem Vorjahr stieg die Zahl der beim Arbeitsamt gemeldeten offenen Stellen sogar um 15,9 Prozent, weil vor allem Buchhalter, Sekretärinnen und Unternehmensberater gesucht wurden. Gleichzeitig nahm die Zahl der Arbeitsuchenden um 135 Personen zu, vor allem Leiharbeiter aus dem Baugewerbe, das Sommerpause machte. Die Zahl der Arbeitsuchenden in Beschäftigungsmaßnahmen fiel weiter, auf 5 098. rh.



Naming & shaming

Ce sera donc pour très bientôt : Les conclusions de l'enquête que la CSSF avait lancée suite aux « Panama Papers » devraient paraître au « deuxième trimestre 2017 ». C'est ce qu'on lit dans le rapport d'activités 2016 publié cette semaine par l'autorité de surveillance. L'enquête se sera déroulée en deux temps. Après avoir envoyé un questionnaire à 73 banques et à une centaine de domiciliaires, la CSSF a mandaté « différents cabinets de révision agréés » de réaliser auprès « d'une trentaine de banques de la place des contrôles en relation avec les titulaires de comptes du type sociétés *off-shore*. » Cette privatisation partielle peut être vue comme un moyen de se prémunir contre le reproche d'être à la fois juge et partie ; l'actuel directeur général de la CSSF, Claude Marx, enquêtant sur les activités professionnelles de l'ex-*deputy CEO* de la HSBC Private Banking, Claude Marx. Plus globalement, la CSSF dit rester « vigilante afin que le risque fiscal ne soit pas remplacé par un risque d'utilisation du centre financier à des fins criminelles ». Par l'effet de nouvelles réglementations européennes, les amendes devraient substantiellement monter (en 2016, elles n'avaient souvent été que de quelques milliers d'euros par banque, OPC ou PSF visée), prévient la CSSF. Surtout, celle-ci commencera à appliquer la politique du *naming and shaming* : La « publication se fera désormais de manière nominative », lit-on dans le rapport de la CSSF. Avant qu'on y précise que l'anonymat pourra continuer à s'appliquer « dans certains cas d'exception bien délimités ». On se rappelle que l'amende record prononcée en mars contre ICBC (8,98 millions d'euros) n'avait été rendue publique que suite à un *leak* dans la presse. bt



Referendum in Kopstal

Die Zukunft gehört Bridel

Romain Hilgert

Die Gemeinde Kopstal im Westen der Hauptstadt ist vor allem eine Schlafgemeinde. Entlang der Merscher und Mamer Straße drängen sich die vorgartenlosen Einfamilienhäuser. Am zum Bridel aufsteigenden Hügel gibt es einige verwinkelte Gassen mit kleineren Häusern. In Bridel an der Luxemburger Straße entstehen derzeit Apartmenthäuser, dazwischen solide Einfamilienhäuser aus den Sechziger- und Siebzigerjahren, einige leerstehend, vielleicht weil die Erben streiten. Dahinter, abgeschirmt vom ununterbrochenen Durchgangsverkehr, auch modernistische Bungalows und grau-weiße Quaderbauten mit Doppel- und Dreifachgaragen, einigen Gartenpools. Durch die stillen Viertel kreuzen Wach- und Schließgesellschaften, Bofrost und Hëllef doheem.

Es gibt bloß noch einen Bäcker, eine Apotheke, einen Friseursalon in der Gemeinde. Eine der beiden Tankstellen spielt den Krämerladen, das Postamt ist nachmittags keine drei Stunden geöffnet, einige Restaurants kochen italienisch, thailändisch, schweizerisch oder indisch-mexikanisch. Der einzige verbliebene Bauernbetrieb hört irgendwann auf, Industrie gibt es nicht.

Dorfkerne gibt es auch nicht. In Kopstal gibt es eine Kreuzung, in Bridel die Schule und die Kirche. Ab und zu geht die Rede davon, einen künstlichen Dorfkern in Bridel anzulegen, dort wo die Tankstelle steht, die den Krämerladen spielt. Aber die Leute treffen sich sowieso nicht viel. Es sind einige alteingesessene Luxemburger, viele im Rentenalter, Leute, die am Stadtrand im Grünen

wohnen wollen, die Hälfte Ausländer, manche *Expats*, die zu jedem Schulfest kommen und dann nach Zürich oder Singapur weiterziehen.

Für Kommunalpolitik interessieren sich die wenigsten. Auch wenn der Durchgangsverkehr seit Jahren ein Dauerthema ist, wie er sich morgens aus Richtung Mersch durch Kopstal windet, im Schrittempo nach Bridel hochsteigt und dort schließlich zum Stehen kommt, um abends in umgekehrter Richtung zu stauen. Um sich nicht, wie seine Vorgänger, dem Vorwurf der Untätigkeit auszusetzen, hatte der Schöfferrat ein Jahr vor den Gemeindewahlen eine Umfrage organisiert, die noch einmal hilflos alle bereits erwogen und wieder verworfenen Vorschläge sammelte, von der Umgehungsstraße über Busspuren bis zur Verkehrsberuhigung. Gegen den Bau eines Heims für Asylsuchende hatten einige Anrainer Einspruch eingelegt, weil sie einen Einfluss auf ihre Grundstückspreise befruchteten. Aber für große Aufruhr sorgte nicht einmal das. In keiner Gemeinde stimmten 2015 so viele Wähler für das legislative Ausländerwahlrecht wie hier.

Ähnlich diffus ist die Parteipolitik in der Gemeinde, wo zum vierten Mal nach dem Verhältniswahlrecht abgestimmt wird. Mit jeweils drei Mandaten herrscht eine Pattsituation zwischen LSAP, DP und CSV. Stärkste Partei mit 29,05 Prozent der Stimmen 2011 ist die LSAP, die sich aber nicht so nennt, sondern „Är Equipe“. Sozialistische Gemeindepolitiker scheinen dort am erfolgreichsten, wo sie am wenigsten sozialistisch sind. Bürgermeister Romain Adam, Rechtsanwalt für

Unternehmens- und Arbeitsrecht, trat 2010 die Nachfolge seines Parteikollegen Guy Linster an, in den Siebzigerjahren Staatssekretär der Mitte-linkskoalition. Im Mai hatte Romain Adam in einem Rundschreiben an alle Haushalte angekündigt, nicht mehr Bürgermeister bleiben zu wollen, weil er „net ëmmer disponibel genuch war duerch meng beruflech Flichten“. Aber er kandidiert noch einmal, seine Partei will nicht auf die Stimmen ihres Erstgewählten verzichten.

Die CSV bildet eine Koalition mit der LSAP, doch ihr Erster Schöffe, Florent Claudy, kandidiert nicht mehr. Auch bei der DP, die bis zu ihrer Wahniederlage von 2005 mit Josette Steichen die Bürgermeisterin stellte, tritt der Erstgewählte, der ehemalige Abgeordnete John Schummer, nicht mehr an. Die Grünen, die mit zwei Mann im Gemeinderat vertreten sind, verschickten, wie schon 2011, ein Rundschreiben an die Haushalte, in dem sie drohten, keine Liste mehr aufzustellen, wenn die Gemeindeeinwohner sich keinen Ruck gäben.

Doch selbst wenn die Grünen nicht mehr in Kopstal kandidieren, werden sie mit einer Motion in Erinnerung bleiben, die ihre Räte Jean-Pierre Sunnen und Christophe Reuter, ein pensionierter Studienrat und ein Beamter des Nachhaltigkeits-

Der Bürgermeister und der Erste Schöffe wollen nicht mehr, der Oppositionssprecher und die Grünen wollen nicht mehr

ministeriums, am 13. Mai im Gemeinderat eingebracht hatten. Darin wird vorgeschlagen, zusammen mit den Gemeindewahlen ein Referendum zu organisieren, ob die Südgemeinde Kopstal nicht in den Wahlbezirk Zentrum eingegliedert werden soll. Die Motion der Oppositionspartei wurde einstimmig angenommen. Wer traut sich schon, gegen eine Befragung des Volks zu sein?

Tatsächlich sollen die Kopstaler Wähler nun am 8. Oktober nicht nur einen neuen Gemeinderat bestimmen, sondern auch über die Frage entscheiden: „Souhaitez-vous que la commune de Kopstal soit rattachée à la circonscription du Centre?“ Weil das Interesse an der Gemeindepolitik gering ist und während der entscheidenden Gemeinderatssitzung vom 13. Mai auch über das Heim für Asylsuchende diskutiert wurde, weiß der größte Teil der Einwohnerschaft nichts von dem Referendum. Eine öffentliche Debatte darüber hat bisher auch nicht stattgefunden.

In den vergangenen Tagen verteilte die Gemeindeführung ein Flugblatt an alle Haushalte, das ziemlich einseitig dafür wirbt, mit „Ja“ zu stimmen. Denn „[l]a commune de Kopstal se trouve encerclée par la circonscription électorale du Centre“ und deren „sociodémographie est plus proche de celle de notre commune“, heißt es darin. Schon seit Jahren hätten zahlreiche Einwohner den Wunsch geäußert, im Zentrum zu wählen, eine Zahl wird aber nicht genannt. Eine positive Entscheidung „pourrait inciter et légitimer le nouveau collège échevinal à entamer les démarches ensemble avec le Ministre de l’Intérieur“.

Über mögliche Schwierigkeiten des Unterfangens schweigt sich das Flugblatt aus. Um die gewünschte Umklassierung vorzunehmen, müsste das Parlament das Wahlgesetz ändern. Das Wahlgesetz legt aber die Wahlbezirke nach Kantonen fest. Vielleicht müsste die Gemeinde deshalb den Kanton wechseln. Außerdem soll die Zahl der Abgeordneten pro Wahlbezirk das Verhältnis der

Einwohnerzahl widerspiegeln. Müsste also der Südbezirk einen Abgeordneten verlieren und das Zentrum einen hinzubekommen?

Mit der als „sociodémographie“ aufgeführten Begründung für einen Bezirkswechsel ist gemeint, dass der Südbezirk politisch von den Arbeiterstädten des Minette-Beckens dominiert wird, die lange rot waren und es zum Teil noch heute sind, während im Finanz- und Verwaltungszentrum der Hauptstadt und ihrer Umgebung lieber liberal und konservativ gewählt wird. Zum proletarischen Südbezirk zu gehören, stört offenbar bis in die LSAP hinein Einwohner der Gemeinde mit dem vierthöchsten Medianlohn im Land. Sie fürchten, in einer verwunschenen Enklave, einem durch den Baumbusch abgetrennten Nagorny Karabach des Bankenplatzes und Europaviertels wohnen zu müssen.

Doch die soziodemographische Grenze verläuft gar nicht rund um eine umzingelte Gemeinde, wie die Gemeindeführung schreibt, sondern in Wirklichkeit quer durch die Gemeinde. Denn Kopstal im Mamertal war stets ein Arbeiterdorf, in dem Tagelöhner, Kohlenbrenner und Holzfäller lebten, danach Arbeiter der Gipsmühle, der Steingutfabrik Villeroy & Boch im Rollingergrund, Korbflechter der Sektfirma Mercier im Weidental, im Minette-Gebiet beschäftigte Gruben- und Schmelzarbeiter und Arbeiter Steinseler Industrien wie Elth/Cebi.

Dagegen ist der anfangs landwirtschaftliche Bridel auf der Anhöhe oberhalb Kopstals heute das natürliche Biotop der Porsche Cayenne. Mit Quadratmeterpreisen bis 8 000 Euro gehören die Apartmentwohnungen auf dem Bridel zu den teuersten im Land. Hier wohnen viele leitende Angestellte, Beamte und Selbständige, die am Finanzplatz, in europäischen Institutionen und in Verwaltungen arbeiten, andernorts Geschäfte, Anwaltskanzleien, Arztpraxen und Architektenbüros betreiben.

In den Fünfzigerjahren begann die Einwohnerzahl von Bridel diejenige von Kopstal um ein Vielfaches zu übersteigen, die Schule und die Post von Kopstal wurden geschlossen, nur die Gemeindevverwaltung befindet sich noch im Gemeindehauptort. Manche Brideler haben bereits vorgeschlagen, die Gemeinde in „Bridel“ umzutauften, um die Erinnerung an das Arbeiterdorf im Tal zu verdrängen, wo sich längst die Mittelschichten breit gemacht haben. Unter jenen, die am 8. Oktober dafür stimmen werden, dass die Gemeinde zum Zentrumsbezirk geschlagen werden soll, sind wohl viele, die in Wirklichkeit vorzögen, dass Bridel in den Zentrumsbezirk eingegliedert und Kopstal im Südbezirk bleiben würde.



Für Kommunalpolitik interessieren sich die wenigsten

Ce que la série documentaire *Routwäissgro* nous dit sur la réalité

Une société compartimentée

josée hansen

Le regard. Toute la qualité (ou non) d'un épisode de *Routwäissgro* est dans le regard de son ou sa protagoniste qu'arrive à capter le réalisateur ou la réalisatrice à un moment donné. Pour la première partie de la deuxième saison, soit seize épisodes de 24 en tout, que *RTL Télé Lëtzebuerg* diffuse depuis un an, on retiendra le regard, mélancolique au possible, d'Orquidea Ribeiro, 83 ans, qui a investi tout son argent gagné en une vie de travail dans une petite maison à elle, mais se retrouve contre son gré en hospice – la santé n'y est plus. Orquidea sur son lit, chez elle, qui implore sa fille : « mais pourquoi je ne peux pas rester ? J'ai la *saudade*... » vous brise le cœur. La tristesse de cette dame digne, modeste, assise toute seule dans sa chambre de maison de retraite, cadrée longuement en plan large, les yeux perdus dans l'infini, en dit tellement long sur la vieillesse et la solitude (épisode n°16 ; réalisation : Sandy Lorente, image : Jeff Kieffer). Toute sa vie durant, Orquidea a fait la cuisine pour des personnes âgées luxembourgeoises. Dans le foyer où elle travaillait jadis, elle n'a fait que du *Lëtzeburger Kascht*, raconte-t-elle à un collègue avec lequel elle joue aux cartes, parce que les Luxembourgeois n'aiment pas le *bacalhau*...

Il y a aussi le regard perdu de Fernand Thill (*De Presi*, épisode n°1 ; réalisation : Eric Lamhène ; image : Rae Lyn Lee). L'homme est un dur à cuire, président du club de motards Crazy Club, dont les membres portent un équipement en cuir noir en guise d'uniforme, roulent en choppers modifiés et ont une série de rituels très masculins et une hiérarchie très stricte, que plus personne n'accepterait en société de nos jours. Fernand règne d'une main de fer sur ces rockeurs, impose nombre de règles et d'interdits aux membres, mais est aussi un bon vivant qui aime la fête et adore ses amis. Dans ce groupuscule plein de testostérone et de bière, l'homme impose son autorité et son *leadership* par la discipline et son auto-discipline : il a autant d'enfants de tous âges que de femmes successives, des tatouages qu'on ne compte plus, une compétence technique que ses amis admirent, un embonpoint soutenu avec force bières et côtelettes grillées et une bonhomie sympathique (hors réunions).

En journée, pourtant, c'est un autre homme : orné d'un gilet de sécurité orange fluo, il travaille pour les CFL, nettoie les voies, s'occupe de l'entretien d'une petite gare ou y arrose les plantes. Son regard le plus marquant qu'arrive à capter Eric Lamhène est celui, infiniment triste, qui se fige quand il raconte, comme en passant, que son frère est mort en moto il y a plus de trente ans. Le sourire figé tente de le masquer, mais son regard s'émporte alors au loin, et on comprend que sous la bonne humeur affichée, il y a aussi une certaine mélancolie.

Univers opposés Orquidea et Fernand pourraient d'ailleurs symboliser toute cette deuxième saison de *Routwäissgro* : eux et leurs univers diamétralement opposés coexistent au Luxembourg, mais à aucun moment, ils ne semblent se toucher. D'ailleurs, une des conclusions générales qu'on peut tirer est qu'au Luxembourg, il y a différentes communautés hermétiques l'une à l'autre – les pèlerins portugais qui marchent vers Wiltz, la journaliste française de *L'Essentiel*, les employés des institutions européennes, l'employé indien d'Amazon, l'avocat français en crise existentielle ou encore les Luxembourgeois et leurs hobbies loufoques. Il faudrait presque faire un épisode final de film choral genre *Short cuts* (Robert Altman, 1993) pour les montrer qui se croisent dans le bus, lors de la fête nationale ou au parc.

La série documentaire *Routwäissgro*, conçue par le Kollektiv 13, un groupe de treize réalisateurs, avait remporté le concours de l'appel à idées lancé par le Film Fund et *RTL Télé Lëtzebuerg*. La première saison, cofinancée par l'État et la chaîne privée et produite par Calach Films, est diffusée à partir de février 2015. Une fois par mois, deux épisodes sont enchaînés le dimanche soir, chaque diffusion à la télévision est accompagnée d'un *public viewing* festif et en temps réel dans un lieu branché, genre Rotondes ou Opderschmelz, avec retrouvailles de toute l'équipe impliquée et possibilité d'échange avec le public. En cours de diffusion et suite au succès de la série, les deux co-financiers ont décidé de prolonger cette collaboration. Pour la deuxième saison, le budget a légèrement augmenté, des 880 000 euros de la première année à 926 000 euros, financés paritairement.

Les réalisateurs disposent de huit journées de tournage, dix jours de montage, trois jours pour le son et un pour l'étalonnage. Ceux qui ont investi du temps pour une longue préparation, sur et avec le personnage qu'ils suivent, sont clairement dans l'avantage, parce qu'ils entrent dans leur intimité. Une charte de dix points développée par le Kollektiv 13 et qui impose une même forme à tous les épisodes (choisir une thématique luxembourgeoise ; suivre un protagoniste principal ; pas d'interview directe ; pas de musique ; pas de *voice-over* ; opter pour un style réaliste ; le réalisateur n'est pas un personnage...) permet d'uniformiser l'esthétique dans la durée. Bien qu'il n'y ait pas d'audimat au Luxembourg et qu'on ne dispose pas de chiffres sur le nombre de spectateurs qui regardent la série, soit en direct, soit en décalé via internet, la continuation de la production pour une troisième saison, qui sera tournée à partir de septembre et diffusée à partir du début de l'année 2018, est un bon indicateur de son succès.

Identification. Ou pas Si la série a autant de succès, ce n'est peut-être pas parce que tout le monde s'y retrouve, comme sur les pages *people* des magazines, mais parce que, justement, on ne s'y retrouve pas. Parce qu'on découvre des milieux socio-culturels dont on ignorait jusqu'à l'existence, des mondes presque parallèles qui coexistent paisiblement dans une même société vantée par les immigrés portraitis dans la série comme ouverte et tolérante. À la fin de ces seize premiers épisodes de la saison, on se demande comment ça peut fonctionner, comment le Luxembourg peut continuer à tourner – mais ça marche visiblement. Comme pour la première saison, les personnages choisis sont souvent des marginaux, soit socialement, soit par leur origine ou leurs passions. « Des personnages forts sont privilégiés », dit la charte du collectif, et que chaque épisode doit être « relié à une réalité socioculturelle ».

Ça fonctionne parfois à merveille, comme pour les épisodes successifs *Doheem* et *Di richteg Carrière* ? Les deux montrent des « personnages forts » dans des « réalités socioculturelles » opposées : George est un sans-abri charismatique (épisode n°10 ; réalisation Linda Blaschette), qui, ô hasard, se voit offrir un logement social tant attendu durant le tournage. George Nixon, que tout le monde connaît parce qu'il participe à tous les reportages sur la Stëmme vun der Strooss et autres documentaires sociaux, se laisse patiemment filmer, voire se met allégrement en scène comme citoyen exemplaire, ami, croyant et photographe.

Stéphane (épisode n°9 ; réalisation Michel Tereba), a une vie à mille lieues de celle de George. Lui est plein aux as, a une maison de maître historique requinquée de design en France et un appartement aseptisé au Luxembourg, un *personal coach* pour le golf et un autre pour la musculation en plein air. Et pourtant, l'avocat d'affaires est en pleine crise existentielle, a pris une année sabbatique pour consacrer du temps à soi-même et décider de ce qu'il veut faire de sa vie, lui donner un sens. Lui aussi se met en scène, est bien conscient de la présence de la caméra, organise des déjeuners et des dîners avec des amis ou sa fille pour se montrer sous son meilleur jour de « poor little rich boy ». C'est probablement l'épisode le plus marquant de la saison, et l'opposition entre les deux univers, celui de George et celui de Stéphane, montre que le bonheur n'est pas là où l'on croit.

Les gens normaux n'ont rien d'exceptionnel Une des principales observations de *Routwäissgro* pourrait être que, quel que soit la passion, le hobby ou même le métier des protagonistes, tous ont (ou rêvent d') une vie banale. Même Kelly (épisode *Wat ee sech net alles*

Si la série a autant de succès, ce n'est peut-être pas parce que tout le monde s'y retrouve, mais parce qu'on y découvre des milieux socio-culturels dont on ignorait jusqu'à l'existence

undeet, n°5 ; réalisation Chris Neuman), qui passe sa vie à concevoir et réaliser des costumes de héros de jeu vidéo avec lesquels elle gagne des concours de *cosplay*, cherche une reconnaissance sociale de son activité – la rencontre avec l'employé de la Chambre des métiers pour savoir comment faire reconnaître son métier « qui n'est pas vraiment prévu par la loi » est succulente.

Arno, qui fait du *show-wrestling* sa passion du week-end et rêve de passer professionnel (*Den Dram vum groussen Duerchbroch*, épisode n°3 ; réalisation : Michel Tereba) a une vie classique de classe moyenne et discute avec ses parents lorsque ceux-ci farcisent des pâtes maison pour la fête des mères dans une belle maison d'architecte. Roger Hoffmann, 68 ans, aveugle de naissance et alors encore directeur du Blannenheem (foyer pour aveugles), fait tout pour mener la vie la plus banale possible, composée de randonnées en vélo et d'entretien de la maison (*En oppent Ouer*, épisode n°7 ; réalisation : Thierry Besseling et Loïc Tanson). L'impressionnante Vanda Denter Freites (*Vanda*, épisode n°15 ; réalisation Guig Jost), malgré son apparence spectaculaire et des compétences sociales fort avantageuse dans son métier de coiffeuse, a également un quotidien réglé comme une horloge, avec courses au marché, shopping dans des boutiques de designers, jogging et ballade avec son mari et son chien dans le village de province qu'elle habite. La timide Catriona, jeune traductrice britannique au Parlement européen, passe ses soirées chez elle, en compagnie d'amis expatriés comme elle ou de ses animaux (*Eng Saach vun Zäit*, n°11 ; réalisation Anne Schiltz) et même Benni, le bassiste de Seed to Tree (*De Benni um Bass*, épisode n°13 ; réalisation : Kim Schneider), vit bourgeoisement et prend le thé avec sa grand-mère, qui trouve qu'il commence à se faire vieux.

Risque de manipulation Parfois, le sujet d'un épisode peut ne pas être passionnant – des fans d'un chanteur mielleux du Tyrol du Sud –, mais le portrait d'un personnage peut le devenir : l'optimisme de Cécile, présidente dudit fanclub (*D'Liewen ass schéin*, épisode n°2 ; réalisation : Kim Schneider), qui a trouvé un confident en son idole Rudy Giovannini et écoute sa musique festive pour oublier son cancer du sein, est touchante dans sa manière directe, presque enfantine d'aduler le chanteur et sa région.

Mais certains des réalisateurs vont trop loin dans la mise en scène (qui n'est pas expressément interdite) ou n'ont pas la force de s'opposer à la récupération de l'épisode par leur sujet, qui profite sans vergogne de la présence d'une caméra pour se mettre lui-même en scène. C'était le cas de Joé Thein, alors encore conseiller communal de l'ADR à Pétange (il a depuis été exclu du parti pour ses commentaires racistes sur Facebook et fondé son propre mouvement) : dans *Meng Heemecht* (épisode n°4), le réalisateur Jacques Molitor le laissait se montrer en défenseur des droits des homosexuels, ce qui serait difficile dans un parti conservateur. Même les membres du parti, notamment Fernand Kartheiser, peuvent alors se montrer compréhensifs et (presque) tolérants. Les rencontres avec des militants du Gay Mat semblent tellement téléphonées que cela en devient gênant (le son est toujours un bon indicateur de la mise en scène : lorsque le vis-à-vis parle très clairement, c'est qu'il porte lui aussi un micro).

La Française d'origine marocaine Fatima (*De roude Fuedem*, épisode n°14 ; réalisation Charlotte Bruneau) transforme son épisode en clip publicitaire pour le Planning familial, dans lequel elle s'engage pour le droit des femmes, et pour son employeur, le journal gratuit *L'Essentiel*, dont le rédacteur en chef profite de la présence de la caméra pour vanter les bons chiffres, qui feraient deux « le leader du marché ». Même le rappeur Helder Ferreira (*Maka*, épisode n°12 ; réalisation : Eric Lamhène) tombe dans le panneau : alors que lui a le cœur sur la main et discute ouvertement avec ses copains du racisme anti-Portugais dont ils ont tous été victimes (pour cela, l'épisode est important), il laisse aussi Guy Peiffer, l'ancien prisonnier le plus célèbre du Luxembourg, qu'il va régulièrement voir, récupérer l'épisode pour expliquer ses sculptures et se montrer très compréhensif avec son jeune ami. *Human after all*.

La diffusion des nouveaux épisodes de *Routwäissgro* reprend dès la mi-octobre. Tous les épisodes des deux saisons sont disponibles en ligne : tele.rtl.lu/emissionen/documentaire-routwaisgro/lu/2_staffel



Dans cette deuxième saison, on se rend compte à quel point la société luxembourgeoise est fragmentée en différentes communautés, souvent hermétiques l'une à l'autre

Naher Osten

Altes Thema, neue Krise

Cem Sey, Berlin

Seit Wochen diskutieren Politiker im Nahen Osten über den Beschluss in der Autonomen Region Kurdistan, ein Referendum über die Unabhängigkeit vom Irak abzuhalten. Es sollen auch die Bewohner von umstrittenen, aber de facto unter kurdischer Kontrolle stehenden Gebieten, wie Kirkuk, am Referendum teilnehmen. Kurdische Politiker drohten seit Jahren mit diesem Schritt, jetzt wird es ernst. Doch inzwischen meinen es auch ihre Gegner mit ihren Warnungen ernst.

Irak, der weite ölfreiche Gebiete einbüßen würde, erklärte das Referendum bereits für verfassungswidrig. Teheran unterstützt Bagdad, weil es befürchtet, dass das Referendum die eigenen Kurden anstacheln würde. Ankara jedoch hat sich an die Spitze der Referendumsgegner gestellt. Die türkische Kurdenpolitik ist fast seit der Gründung der Republik von Paranoia gekennzeichnet. Ankara verfolgt kurdische Politiker seit Jahrzehnten. Mehrere kurdische Führer wurden getötet, eingesperrt oder mit Politikverbieten belegt. Doch die alten Strategien wurden nutzlos, nachdem die USA 2003 den Irak besetzt hat. Erst schafften irakische Kurden im Bündnis mit den Amerikanern ein de facto von ihnen kontrolliertes Gebiet, dann wurde die Autonomie in diesem Gebiet eingeführt. Beobachter sind sich aber einig: Schon längst mündete diese Autonomie in Unabhängigkeit.

Der Bürgerkrieg in Syrien verkomplizierte die Lage weiter. Erst dachten die Islamisten in Ankara, sie könnten mit ihren Verbündeten, die Muslimbruderschaft, schnell auch das Nachbarland unter Kontrolle bringen. Je länger der Krieg aber dauerte, desto mehr profitierten stattdessen die Kurden vom militärischen Konflikt. Heute kontrollieren die Kurden nahezu den gesamten Grenzstreifen zwischen der Türkei und Syrien, auf der syrischen Seite. Mit dem Referendum droht nun ein weiterer Damm zu brechen. Denn obwohl die Kurden in zwei Ländern autonome Gebiete herstellten, internationale Grenzen wurden bisher nicht angetastet. Das ist der Minimalkonsens zwischen der Türkei, dem Iran, Irak und Syrien. Beschließen nun die Kurden in einem Teil ihres Gebietes die internationalen Grenzen neu zu ziehen, könnte alles in Frage gestellt, alle Grenzen überdacht werden.

Es ist kaum voraussehbar, wer die Gewinner und Verlierer einer solchen Entwicklung sein würden. Da aber alle offensiv eine Gebietsverweiterung anstreben, ist die Wahrscheinlichkeit eines weiteren brutalen Krieges nicht gering – diesmal zwischen Staaten und regulären Armeen. Um dem vorzubeugen, versucht Ankara eine Koalition gegen die Kurden zu schmieden – mit Erfolg. Die iranische Regierung, eigentlich ein Gegenspieler der Türkei in der Region, signalisiert in dieser Frage, dass beide Länder gemeinsame Interessen vertreten und notfalls auch militärisch zusammenarbeiten würden. Diese Woche wird zudem der türkische Außenminister in Bagdad erwartet. Das wichtigste Thema: das kurdische Referendum.

Großmächte, wie die USA und Russland, sympathisieren seit längerer Zeit mit dem Unabhängigkeitswunsch der Kurden. Doch die Realpolitik hält sie zurück. In einer Zeit, in der beide in komplexe Stellvertreterkriege verwickelt sind, wissen sie, dass sie weder ihre Verbündete ausrei-



„Pastoral Kurds“ – Lithographie um 1897

Washington wünscht eine Verschiebung des Referendums, um Zeit zu gewinnen und zumindest das größere Übel, den Islamischen Staat, zu eliminieren

chend kontrollieren, noch eine Ausweitung der militärischen Auseinandersetzungen verhindern können. Deshalb drängt Washington auf eine Verschiebung des Referendums, um Zeit zu gewinnen und zumindest das größere Übel in der Region, den Islamischen Staat, zu eliminieren. Moskau hingegen erklärt, das Ergebnis des Referendums zu respektieren, wünscht sich aber, dass auch die Kurden die realpolitischen Bedingungen berücksichtigen. Dass sonst der einzige Staat, der die Unabhängigkeit Kurdistans mit Begeisterung unterstützt, ausgerechnet Israel ist, macht das Unterfangen in der Region nicht gerade beliebt.

Ankara sagt offen, dass es zu einer weiteren militärischen Eskalation bereit ist. Bereits vor einigen Monaten erklärte der türkische Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan, dass die türkische Armee

auch gegen die Kurden im Norden Syriens vorgehen wird. In den Augen Ankaras sind die Kämpfer der YPG, der militärische Arm der syrischen Kurden, Terroristen. Dass sie gerade gegen den IS kämpfen und dabei sind, mit US-Unterstützung Rakka von den Dschihadisten zu säubern, hält eine türkische Aggression nicht auf. Im Gegenteil. Das Regime in der Türkei fürchtet, dass ein Sieg in Rakka, die YPG wesentlich stärken wird. Ankara ist auch wütend wegen der Lieferung schwerer und gepanzerter Waffen an kurdische Freischärler durch die USA. Gleichzeitig versucht Ankara ihre Verbündeten im kurdischen Gebiet zu aktivieren. Islamische kurdische Organisationen, die mit Erdogan sympathisieren, sowie Teile der Turkmenen, erheben ihre Stimme gegen das Referendum und warnen, dass die Kurden am Ende die Verlierer sein würden. Doch diese Gruppen sind sehr schwach.

Die türkische Innenpolitik erhöht zusätzlich das Risiko eines militärischen Konflikts im kurdischen Gebiet, sollte das Referendum tatsächlich stattfinden. Denn Erdogan ist nach wie vor auf extrem-nationalistische Wähler angewiesen und deren erste Priorität ist die Verhinderung eines kurdischen Staates. Berichten zufolge liefern sich türkische Einheiten und YPG im Grenzgebiet bereits kleine Scharmützel. Nun wird es auf die Diplomaten aller Seiten ankommen, ob dieses Kapitel im Krisengebiet überwunden werden kann, ohne eine Eskalation zu verursachen.

Den ersten Schritt machte der Präsident der Autonomen Region Kurdistan, Massud Barsani. Während er gegenüber Journalisten noch einmal unterstrich, dass das Referendum wie geplant stattfinden würde, sagte er, „das bedeutet aber nicht, dass die Unabhängigkeit gleich folgt. Wir wollen lediglich, dass der Wunsch des kurdischen Volkes international zur Kenntnis genommen wird“. Barsani zufolge könnten die Kurden im Irak sich unter bestimmten Bedingungen vorstellen, weitere drei Jahre mit dem Zentralstaat zu leben. Die Festlegung eines offiziellen Referendums für die kurdische Unabhängigkeit sei dafür jedoch eine Bedingung.



Plus de profondeur

Découvrez le nouveau Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

Deutschland

Sicherlich

Martin Theobald, Berlin

Der Fernbahnhof Berlin-Südkreuz hat derzeit zwei Arten von Eingangstüren: eine ohne Gesichtserkennung, eine mit. Es ist ein Feldversuch, bei dem seit Anfang August untersucht wird, wie gut Überwachungskameras und Computer die Gesichter von Passanten automatisch erkennen können. Von diesem Pilotprojekt erhoffen sich das deutsche Bundesinnenministerium, die Bundespolizei und das Bundeskriminalamt neue Erkenntnisse zur Abwehr möglicher Terrorakten. 300 Berlinerinnen und Berliner, die tagtäglich den Bahnhof auf dem Weg zur Arbeit nutzen, hatten sich freiwillig als Testperson gemeldet. Dazu wurden unter anderem Fotos ihrer Gesichter gespeichert. Drei Kameras filmen nun am Eingang sowie an einer Rolltreppe des Bahnhofs die Passanten. Eine Software gleicht dann die Aufnahmen mit den gespeicherten Fotos ab. Darüber hinaus müssen die Freiwilligen sogenannte iBeacons mit sich führen. Dies sind Bluetooth-Sensoren mit Stromversorgung, die ihre Identifikationsnummer bis zu 20 Meter weit senden und dabei auch viele weitere Daten sammeln können – wie Beschleunigung, Neigung des Untergrunds oder Temperatur. Daraus ließen sich durchaus Rückschlüsse ziehen, was die einzelnen Testpersonen außerhalb des Pilotprojekts unternommen hätten, kritisieren Datenschützer.

Deshalb haben sie nun der Bundespolizei vorgeworfen, bei dem Pilotprojekt zur automatischen Gesichtserkennung am Berliner Bahnhof die freiwilligen Probanden getäuscht zu haben: „Der Transponder, den die Testpersonen am Südkreuz zur zusätzlichen Identifikation bei sich tragen müssen, sammelt weit mehr Daten, als die Bundespolizei den Versuchspersonen mitgeteilt hat“, erklärte ein Vertreter der Datenschutz-Organisation Digitalcourage Anfang der Woche und forderte, dass der auf sechs Monate angelegte Versuch abgebrochen werden müsse. Denn „an keiner Stelle haben die Testpersonen so einer Nutzung zugestimmt.“ Der Bundespolizei sind die Vorwürfe bekannt, doch Stellung bezog sie bis Wochenmitte nicht – wie auch das Bundesinnenministerium schwieg. Laut diesen werden am Südkreuz drei unterschiedliche Systeme zur Gesichtserkennung getestet.

Dabei wird vor allem das Bundeskriminalamt (BKA), das am Berliner Versuch beteiligt ist, von Datenschützern kritisiert, nicht nur wegen seiner Sammelwut, sondern vor allem auch wegen des allzu laxen Umgangs mit Daten und seiner intransparenten Auswertung. Hintergrund ist dabei auch der Entzug von Akkreditierungen für Journalisten beim G20-Gipfel Anfang Juli in Hamburg. Insgesamt 32 Pressevertreter wurden damals vor Ort von der Berichterstattung ausgeschlossen, obwohl sie zuvor eine entsprechende Akkreditierung erhalten hatten. Dieser Ausschluss wurde mit – falschen – Sicherheitshinweisen durch das BKA begründet. Ein Pressefotograf wurde vom BKA in den Dateien „Politisch motivierte Kriminalität“, „Gewalttäter links“ und „Widerstand gegen Polizeivollzugsbeamte“ geführt, obwohl ein Gericht ihn zuvor von diesbezüglichen Vorwürfen „aus tatsächlichen Gründen“ freigesprochen. Die Einträge seien daher rechtswidrig gewesen. Der frühere Richter am Bundesverfassungsgericht Wolfgang Hoffmann-Riem wertete gegenüber der ARD dieses Vorgehen als „skandalös“, dass Informationen in Dateien zu Maßnahmen gegenüber Journalisten führten, „wenn es nicht einmal irgendeine strafrechtliche Verurteilung in dem Zusammenhang gegeben hat.“ Dies könnte auch zu Problemen mit den Dateien anderer Bürgerinnen und Bürger führen, wenn etwa Freisprüche vor Gericht nicht automatisch eingepflegt und aktualisiert würden. Vor allen Dingen aber müsse die Transparenz und das Auskunftsinteresse von Bürgern verbessert werden, so der ehemalige Richter.

Doch der Umgang und vor allen Dingen die Auswertung von Daten und das Zugriffsbegehren verselbständigen sich, etwa in Hinblick darauf, wer welche Daten einsehen und auswerten darf, wie die Datennutzung und Erhebung kontrolliert werden. In den Vereinigten Staaten verlangte vergangene Woche das dortige Justizministerium (DoJ) vom Hosting-Anbieter Dream Host die Herausgabe der IP-Adressen sowie sämtliche verfügbare Dateien von mehr als 1,3 Millionen Besuchern einer regierungskritischen Webseite. Das Unternehmen wehrte sich dagegen: Es sei nicht klar, was den Besuchern vom DoJ vorgeworfen werde und ob diese Vorwürfe eine solche massenhafte Abfrage persönlicher Daten überhaupt rechtfertige, so Dream Host auf seiner Webseite. Inzwischen hat das Ministerium von dem Ansinnen wieder Abstand genommen.

Die Gesellschaft lechzt nach Sicherheit – in Zeiten des Terrorismus. Doch dieses Bedürfnis nach Sicherheit verleitet auch zum Missbrauch von Macht, mit der beispielsweise mehr Daten erhoben werden, als benötigt, verzögert aktualisiert werden, statt sinnvoll und zielgerichtet ausgewertet. Dem Verlangen nach Sicherheit der Bürger muss in dem Maße entsprochen werden, dass ihre Daten sicher gehandhabt werden und es ein Maß an Transparenz darüber gibt, wer eigentlich Herr der Daten ist und ob das Ansurfen einer regierungskritischen Seite Generalverdächtigungen unterstützt. Der Gesetzgeber läuft den Entwicklungen der digitalisierten Lebenswelt hinterher und vernachlässigt allzu gerne die Datensicherheit seiner Bürger.



Die Gesellschaft lechzt nach Sicherheit – in Zeiten des Terrorismus

Vertagter Soda-Krieg

Peter Feist

Horesca-Generalsekretär François Koepp war der erste, der sich öffentlich beschwerte. In der Juli-Ausgabe des Verbandsorgans der Gastronomenvereinigung schrieb er, nach der Mehrwertsteuererhöhung auf alkoholische Getränke habe die Regierung nun eine weitere Möglichkeit gefunden, „um unsere Branche zu belästigen und den Verbrauchern die Taschen zu leeren: die so genannte Zuckertaxe“. Dabei habe Finanzminister Pierre Gramegna (DP) der Horesca versprochen, nach der TVA-Erhöhung komme nichts mehr. Stattdessen sei er mit Gesundheitsministerin Lydia Mutsch (LSAP) übereingekommen, eine Steuer auf Limonade und Cola einzuführen. Besser gesagt, auf den Zucker, der darin steckt.

Zuckersteuern sind an sich keine neue Idee. Großbritannien führte schon 1733 Zölle auf Melasse, ein Nebenprodukt bei der Verarbeitung von Zuckerrüben und Zuckerrohr, für seine damaligen Kolonien in Nordamerika ein. Preußen schuf 1841 eine Zuckersteuer, nachdem ein Jahr zuvor der Würfelzucker erfunden worden war. Verbrauchssteuern auf Zucker kamen auch in Belgien, Frankreich und Russland auf. Die deutsche Zuckersteuer wurde erst 1993 abgeschafft, um „Marktverzerrungen“ innerhalb der EG abzubauen.

Doch um Verbrauchssteuern oder Zölle auf das süße Pulver geht es weder bei der „Zockersteier“, von der in Luxemburg die Rede ist, seit das *Tageblatt* vergangene Woche schrieb, die Regierung habe „konkrete Pläne“ dafür, noch in den zwölf EU-Ländern, in denen eine solche Steuer schon gilt oder ihre Einführung beschlossene Sache ist, wie in Großbritannien oder Estland. Vielmehr sollen die Steuern auf sprudelnde Softdrinks mit Zuckerzusatz zum Verzicht auf diese anhalten. Sagen jedenfalls die jeweiligen Regierungen. Sagt auch Lydia Mutsch: „Von Kindern unter elf Jahren nehmen 16 Prozent der Mädchen und 20 Prozent der Jungen täglich mindestens einen gezuckerten Softdrink zu sich. Bei den bis 15-Jährigen sind es 35 Prozent der Mädchen und 47 Prozent der Jungen.“

Bedenklich ist das nicht nur deshalb, weil in Zucker viele Kalorien stecken. Werden die nicht verbrannt, kann das dick und damit später vielleicht herzkrank machen. Sondern auch, weil, wer mehr Kalorien aus Zucker zu sich nimmt als aus anderen Quellen, sich einem erhöhten Diabetes-Risiko aussetzt. Das haben Wissenschaftler der Stanford University festgestellt, als sie den Zuckerkonsum in 175 Ländern ins Verhältnis zur Häufigkeit von Diabetes Typ-2 setzten: Zucker-Kalorien können einen bis zu elf Mal schneller zum Typ-2-Diabetiker machen als andere Kalorien. Weil laut Weltgesundheitsorganisation WHO in einer durchschnittlichen Limonaden- oder Cola-Dose 40 Gramm Zucker stecken, was rund zehn Teelöffeln Tafelzucker entspricht und dem Äquivalent von zwölf Teelöffeln Zucker nahe kommt, das die WHO als tägliches Limit für Erwachsene empfiehlt, sieht Lydia Mutsch bei den Süßgetränken „Handlungsbedarf“. Das erklärt sie dem *Land* wie schon vergangene Woche dem *Tageblatt* und am Dienstag im RTL-Fernsehen. In einem Punkt allerdings sei der *Tageblatt*-Artikel „ein bisschen irreführend“ gewesen: „Konkrete Pläne“ für die Steuer gebe es noch nicht. „Wir prüfen noch, was machbar ist.“

Das ist natürlich auch eine politische Frage, gerade jetzt, da die Dauervwahlkampfphase naht und die Regierungskoalition kein Interesse daran haben kann, die Wähler mit neuen Steuern zu irritieren. Schon Ende Februar kamen Lydia Mutsch und Pierre Gramegna überein, eine Zuckergetränksteuer solle her. Aber nur „prinzipiell“, wie Lydia Mutsch jetzt betont. „Beträge können wir noch keine nennen.“ Und auf keinen Fall solle die Steuer von den Leuten als „schon wieder eine neue Steuer“ verstanden werden oder als „Einmischung“ in ihre Ernährungsgewohnheiten. Deshalb will die Gesundheitsministerin sie „einbetten“ in eine Neuauflage des Zehnjahres-Präventionsprogramms *Gesond iessen, méi bewegen*. Das Update will sie noch vor den Wahlen in den Regierungsrat bringen. Neben neuen Aufklärungskampagnen, Kochkursen in Schulen, Beihilfen für gesunde Kost in Schulkantinen und Maisons relais sowie noch anderem mehr wäre die Limonadensteuer „ein zusätzliches Instrument“. Eingeführt aber würde sie natürlich nicht über den Aktionsplan, sondern ein Gesetz. Durch die nächste Regierung.

Unklug ist die Verbindung von Steuer und Präventionsprogramm bestimmt nicht. Auch die WHO meint, solche „taxes can be powerful tools when associated with adequate information for consumers through nutrition labeling and responsible food marketing, and with social marketing and promotion of healthy diets and healthy lifestyles“.

Möglich ist aber auch, dass die Idee, die Zuckergetränksteuer in das Präventionsprogramm einzubetten, neu ist. Oder dass sie Lydia Mutsch und ihren Kolleginnen und Kollegen im Kabinett auch als ein Vorwand dient, um das Projekt der nächsten Regierung zu vermachen. Was Lydia Mutsch nicht sagt, ist, dass am 8. März eine E-Mail ihrer Ersten Regierungsrätin Anne Calteux die Handelskonföderation CLC und den Getränkeherstellerverband Ficeb, die



Kinder trinken viel Limonade und je älter sie werden, umso mehr trinken sie, hat das Gesundheitsministerium ermittelt

Fédération de l'industrie et du commerce des eaux et des boissons non-alcoolisées, erreichte. Die Mail informierte nicht nur über die Abmachung Lydia Mutschs mit Pierre Gramegna. Sie teilte auch mit, die neue Steuer „dürfte ab 1. Januar 2018 anwendbar sein“.

„Das hat uns nicht nur überrascht, wir fühlten uns ein bisschen hintergangen“, sagt Ficeb-Präsident Max Weber. Er verfolgt aufmerksam jede politische Äußerung rund um den „Gesundheitsfonds“. Einen solchen Fonds durch Sondersteuern auf gesundheitsschädliche Produkte zu speisen, ist eine Idee der LSAP seit ihrem Wahlprogramm 2009. 2013 gelangte sie in den Koalitionsvertrag mit DP und Grünen, und Lydia Mutsch erklärte dem *Land* schon kurz nach dem Regierungswechsel, „es geht dabei nicht nur um Tabak, auch um Limonade oder Süßigkeiten“. Und dass es darüber „sicher spannende Debatten geben“ werde (*d'Land*, 14.01.2014).

Anfang 2015 schrieb die Ministerin auf eine parlamentarische Anfrage hin, eine wissenschaftliche Studie sei in Vorbereitung. „qui aura comme objectif d'étudier en détail les avantages voire les inconvénients d'une taxe destinée à alimenter ce fonds“. Seitdem, so Max Weber, habe die Ficeb „bis Anfang 2017 fünf Mal“ um Unterredungen mit dem Gesundheitsministerium gebeten. „Stets wurde uns gesagt, wir rufen euch, sobald wir wissen, was wir wollen.“ Offenbar aber sei es „nicht erwünscht gewesen“, die „Studien, Verbesserungsvorschläge und Risikobewertungen“ der Getränkeherstellerlobby zur Kenntnis zu nehmen, ehe der Beschluss fiel, die Steuer komme schon zum Neujahrstag 2018. Erst am 11. April fand ein Treffen statt. Dort habe die Ficeb erklärt, durch welche Maßnahmen sich der „sugar intake“ auch ohne Steuer senken lasse. Die Beamten des Ministeriums dagegen sagten nichts zu womöglich geplanten Zuckersteuersätzen.

Letzten Endes steht die gesamte Regierungskoalition vor einem Zielkonflikt: Will sie vor allem einen Gesundheitsfonds speisen, oder will sie das Softdrink-Konsumverhalten der Leute ändern, und das obendrein schnell? Im ersten Fall würde wahrscheinlich eine Zusatzsteuer von ein paar Cent reichen, die kaum weh täte und damit eine stabile Einnahmequelle wäre. Eine verhaltensändernde Steuer dagegen brächte zwangsläufig immer weniger Einnahmen. Letzteres stellt sich die WHO vor, wenn sie empfiehlt, der Steuersatz auf Süßgetränke sollte mindestens bei 20 Prozent liegen und wieso nicht bei 50 Prozent. Im Gegenzug sollten aus den Einnahmen die Obst- und Gemüsepreise zu zehn bis 30 Prozent bezuschusst werden. Der Ansatz bringe der öffentlichen Gesundheit am meisten.

Bezeichnenderweise aber wendet kaum ein Land, das Süßgetränksteuern eingeführt hat, so hohe Steuersätze an. Frankreich und Belgien zum Beispiel zählen zu den zwölf Limonaden-Steuerländern der EU. In Frankreich werden 7,5 Cent pro Liter erhoben, in Belgien 6,8 Cent – das macht kaum mehr als zwei Cent auf 33 Zentiliter. Nicht ohne Grund: Die Taxe soll vor allem Einnahmen generieren. Wenngleich die dazu dienen sollen, Maßnahmen zum Wohle der öffentlichen Gesundheit zu finanzieren. Der Limonaden-Konsum aber sinkt dadurch nicht. In Belgien sei stattdessen seit Einführung der Taxe Anfang 2016 der Limonaden-Einkauf im Ausland um zwölf Prozent gestiegen, meldete *La Libre Belgique* am 27. Juli, die Fédération belge des producteurs deaux et des boissons raffraichissantes zitierend. Wie das aus lediglich zwei Cent mehr pro Limonade zu erklären sein soll, erläuterten jedoch weder der Verband noch die Zeitung.

Auch für Luxemburg warnt der Ficeb-Präsident vor Verlusten für die Branche ans nahe Ausland. Max Weber nennt das Beispiel

Die WHO empfiehlt einen Steuersatz von mindestens 20 Prozent. So weit geht kaum ein Land. Aber Estland beschloss im Juni eine Taxe von bis zu 30 Cent pro Liter

Deutschland, wo es noch keine Zuckergetränksteuer gibt. Er hat beobachtet, wie „eine deutsche Qualitäts-Supermarktkette mit 14 Verkaufsstellen hinter der Grenze“ in der Woche vor dem Nationalfeiertag „eine Cola einer großen Marke“ für 67 Cent pro Liter anbot. Eine Luxemburger Supermarktkette habe ihrerseits den Preis für dieselbe Cola-Sorte in einem landesweiten Sonderangebot um 30 Prozent gesenkt – auf 1,61 Euro. „Und jetzt stellen Sie sich vor, wir würden eine Taxe einführen wie Estland: bis zu 30 Cent pro Liter. Da würde diese Cola 1,91 Euro kosten. Wie soll ein Luxemburger Händler da noch mit der Konkurrenz mithalten?“

Estland spielt in der Tat eine Art Sonderrolle innerhalb der EU: Das Parlament in Tallinn verabschiedete im Juni eine Softdrink-Steuer, die nach dem Zuckergehalt gestaffelt ist und bis zu 30 Cent pro Liter erreichen kann, das Fünfehnfache der Taxe in Belgien. Aber die Auswirkungen auf den Getränkemarkt sind anscheinend komplexer, als sich aus der Weitergabe von Steuern an die Käufer erklären ließe: Wo eine solche Taxe eingeführt werden sollte, gab es verständlicherweise immer Konflikte mit Getränkeindustrie und -handel. Aber in Frankreich zum Beispiel stellten, kurz bevor die Steuer zum 1. Januar 2012 in Kraft trat, die Limonadenhersteller Preiserhöhungen in Aussicht, die deutlich über die Weitergabe der Taxe an die Käufer hinausreichen sollten. *Le Monde* meldete am 29. Dezember 2011, große Marken wie Coca Cola oder Orangina-Schweppes planten Preiserhöhungen um zehn bis 40 Prozent. Allenfalls zehn Prozent seien durch die Taxe zu begründen, der Rest sei eine „revalorisation du prix de leurs produits en rayon, en intégrant l'augmentation du coût des matières premières“. In anderen Worten: Den Herstellern kam die Taxe womöglich gar nicht so unangelegen, um ihre Margen aufzubessern.

Ob das in Luxemburg ähnlich verlaufen könnte, „kann ich nicht kommentieren, wir kennen ja die Höhe der Steuer nicht“, sagt der Ficeb-Präsident. Horesca-Generalsekretär François Koepp traut dem Frieden nicht und kann sich gut vorstellen, am Ende würden mehr als „ein, zwei Cent pro Getränk“ genommen. „Andernfalls könnte der Verwaltungsaufwand für die Taxe zu hoch sein.“ Die Gesundheitsministerin erklärt dem *Land*, die estnische Taxe finde sie gut: „Die Esten machen überhaupt viele innovative Sachen.“ Den Zielkonflikt zwischen „Einnahmen sichern“ zum einen und „Verhaltensänderung bewirken“ zum anderen kann Lydia Mutsch sich vorstellen zu lösen, indem „zunächst eine Steuer eingeführt wird, die den Gesundheitsfonds speist, wohlgeordnet eingebettet in die neue Präventionsstrategie“. In einer „zweiten Phase“ könne eine Verhaltensänderung bezweckt werden. „In dieser Reihenfolge.“

Doch darüber wird die aktuelle Koalition nicht mehr endgültig entscheiden. Dass es entweder noch kein ausgegorenes Konzept dafür gibt, oder man kurz vor den Landeswahlen den Konflikt darüber vermeiden will und der Koalition dieses Thema eher lästig ist, darauf deutet auch hin, dass die Information, die Steuer sei „verschoben“, am 25. Juli nur auf Nachfrage erteilt wurde: Bei einem Treffen mit Patronatsvertretern und Beamten von Gesundheits- und Sozialministerium zum Thema Zahnmedizin hatte CLC-Direktor Nicolas Henckes wissen wollen, wie das mit der Zuckersteuer denn sei. „Wir sind“, sagt Henckes zum *Land*, „natürlich sehr zufrieden, dass sie nicht schon am 1. Januar kommt. Aber dass ich das ohne Nachfragen wohl nicht erfahren hätte, ist erstaunlich.“

Eine sicherlich nicht unwichtige Stimme zum Thema dürfte die der Gewerkschaften sein. Noch wurden sie nicht konsultiert, genauso wenig wie etwa der Diabetikerverband, der Ärztesverband AMMD oder die Fachgesellschaft der Kinderärzte. Laut Gesundheitsministerin kommt die Konsultation ja erst noch. Carlos Pereira, Exekutivmitglied des OGBL, aber gibt schon mal eine Warnung aus: „Wir werden einer solchen Steuer nicht zustimmen, wenn sie beim Käufer ankommt. Wenn man sie einführt, dürfte sie nur die Produzenten belasten.“ Wie man dafür sorgen wollte, ist natürlich die Frage. Aber dass neben Auseinandersetzungen mit den Branchenlobbyisten auch noch eine mit der größten Gewerkschaft drohen könnte, und das zu Wahlkampfzeiten, dürfte der Regierung und der LSAP-Gesundheitsministerin auch ohne Konsultationsphase vermittelt worden sein. Zumal, wenn ausgerechnet Krach drohen könnte um das „Gesundheitsziel“ der Steuer.

Eigentlich wollte die Regierung zum 1. Januar 2018 eine Steuer auf Limonaden mit Zuckerzusatz einführen. Bis sie beschloss, das Vorhaben lieber ihrer Nachfolgerin zu vermachen

Tension paradoxale



Une tranche de taoïsme pour aider les managers stressés

Mickaël Géraudel, Katherine Gundolf

« Nous demandons à la pensée qu'elle dissipe les brouillards et les obscurités, qu'elle mette de l'ordre et de la clarté dans le réel, qu'elle révèle les lois qui la gouvernent. » Edgar Morin

En effet, l'homme a besoin de mettre de l'ordre dans le chaos et de structurer sa pensée. Souvent, cette structuration passe par une pensée binaire qui s'exprime en oppositions : par exemple noir/blanc, chaud/froid, gentil/méchant et ainsi de suite.

Cependant la réalité que nous vivons est parfois bien plus complexe et dépasse de loin les seules oppositions. En effet, la pensée binaire n'est parfois pas suffisante pour comprendre la complexité d'une situation. Et rester figé sur cette optique binaire nous laisse souvent dans l'incapacité de résoudre la tension qui découle de ce type d'opposition. Il est vrai, la structuration de la pensée est à la fois une aide, car elle nous permet d'avancer dans un monde devenu plus compréhensible, mais elle est également une gêne, lorsqu'il s'agit de comprendre une situation plus complexe qui nécessiterait peut-être un changement de dimension. L'adage de Paul Valéry selon lequel ce qui est simple est faux, mais ce qui est compliqué est inutilisable, prend alors tout son sens.

Ce qui est vrai dans le monde en général est évidemment aussi transposable dans le monde de l'entreprise. Ainsi, gérer l'urgence et se projeter à long terme, déléguer et être décideur, investir sans s'endetter sont des situations fréquentes dans les choix stratégiques des organisations de toute taille. On les nomme situations paradoxales et les tensions qui y sont reliées sont alors appelées « tensions paradoxales ».

Qu'est-ce qu'une tension paradoxale ?

La science nous apprend à d'abord bien définir les choses, avant de chercher à les comprendre. Dans ce sens, les chercheurs en sciences de gestion ont alors défini le paradoxe, ou plus exactement la « tension paradoxale », qui est cette tension qui peut naître entre deux pôles qui sont en apparence opposition. En effet, le paradoxe n'est en soi pas détectable, on ne le perçoit que quand une tension s'exprime. Selon Lewis (2000), une tension est considérée comme paradoxale, lorsque des perspectives, sentiments, messages, demandes, identités, intérêts et/ou pratiques sont contradictoires mais reliées.

Le paradoxe relie les deux faces d'une même pièce. Pour revenir vers un exemple de la vie courante,

Le manager polyvalent, multitâche, travaillant sur divers sujets et capable de réflexions synthétiques est plus favorable au développement de son entreprise que le manager qui se focalise sur une tâche après l'autre

voici une tension paradoxale que nous vivons assez facilement : Vous savez que le lendemain vous devez vous lever tôt et que la journée sera difficile. Cependant, vous ne réussissez pas à vous endormir et ceci génère du stress qui vous empêche encore plus de vous endormir. Il s'agit bien là d'une tension paradoxale, d'un message contradictoire que vous formulez à vous-même et qui est le suivant : vite (vous vous mettez sous tension), endors-toi (nécessite de la relaxation) ! Et bien dans les organisations, comme déjà souligné ci-dessus, il existe également des situations paradoxales qui peuvent générer des tensions.

Pourquoi une tension paradoxale naît-elle en entreprise ?

Une tension paradoxale apparaît souvent lorsqu'il y a un changement de situation. En effet, l'entreprise n'est pas un ensemble stable, mais changeant. De façon plus précise encore, dans une organisation, continuité et changements se côtoient souvent de façon parallèle plutôt que consécutive. De cette cohabitation entre mou-

vement et stabilité peuvent naître des tensions. Certaines de ces tensions peuvent être issues de l'opposition de polarités, cependant complémentaires, ce sont alors nos fameuses tensions paradoxales. Il est donc tout à fait normal qu'on vive des tensions paradoxales en entreprise.

Que faut-il retenir de ces tensions paradoxales dans le cadre de l'entreprise ? Nombreuses recherches soulignent que la performance d'une organisation, surtout dans le long terme, est souvent reliée à la prise en considération simultanée de demandes multiples et divergentes. Le fait que performance et gestion des tensions paradoxales soient liées est également souligné par les chercheurs.

D'un point de vue pratique ceci signifie que le manager polyvalent, multitâche, travaillant sur divers sujets et capable de réflexions synthétiques est plus favorable au développement de son entreprise que le manager qui se focalise sur une tâche après l'autre.

Plus récemment encore, des chercheurs ont même mis en évidence que la gestion complémentaire des paradoxes génère un accroissement de la performance. Cette trouvaille va bien au-delà de ce que nous venons d'écrire précédemment. En effet, ceci souligne qu'un manager peut convertir les tensions paradoxales en avantage pour son entreprise.

Comment faire lorsque des tensions paradoxales apparaissent en entreprise ?

Le management des tensions paradoxales implique un changement de dimension, il demande de passer sur un plan différent. Ceci sollicite chez le manager sa capacité à intégrer des personnes, des services ou des objectifs dans un tout plus vaste allant au-delà de chacun des pôles.

Les travaux récents sur les paradoxes en organisation identifient deux stratégies de management des paradoxes : l'acceptation et la résolution. La première stratégie de l'acceptation est mise en lumière par Poole et Van de Ven (1989). Dans ce cas, l'acceptation vise à maintenir une séparation entre les tensions tout en tenant compte de leurs spécificités. L'acceptation incite ainsi les acteurs à « vivre avec » le paradoxe et, en même temps, à prendre du recul sur la situation. Chercher à concilier les contraires va favoriser une certaine créativité chez ces mêmes acteurs.

La seconde stratégie de management des paradoxes est la résolution. Dans ce cas, Poole et Van de Ven identifient deux stratégies génériques : la séparation spatiale, en privilégiant, par exemple, l'autonomie pour une *business unit* et pas pour une autre ; et la séparation temporelle des oppositions en choisissant ponctuellement d'opter pour le pôle d'une tension avant de choisir l'autre. Une combinatoire des deux stratégies de séparation temporelle et spatiale est tout à fait possible selon les auteurs.

Comme l'écrit le Taoïste François Cheng de l'Académie Française sur le Vide Médian intervenant à chaque fois que le Yin et le Yang sont présents : « Drainant la meilleure part des deux, il est ce troisième souffle qui élève l'un et l'autre vers une transformation créatrice et leur permet de se dépasser ». À nous de rechercher ce souffle, de vivre avec les paradoxes et de tendre vers plus de créativité dans nos modes de management.

La seconde stratégie de management des paradoxes est la résolution. Dans ce cas, Poole et Van de Ven identifient deux stratégies génériques : la séparation spatiale, en privilégiant, par exemple, l'autonomie pour une *business unit* et pas pour une autre ; et la séparation temporelle des oppositions en choisissant ponctuellement d'opter pour le pôle d'une tension avant de choisir l'autre. Une combinatoire des deux stratégies de séparation temporelle et spatiale est tout à fait possible selon les auteurs.

Comme l'écrit le Taoïste François Cheng de l'Académie Française sur le Vide Médian intervenant à chaque fois que le Yin et le Yang sont présents : « Drainant la meilleure part des deux, il est ce troisième souffle qui élève l'un et l'autre vers une transformation créatrice et leur permet de se dépasser ». À nous de rechercher ce souffle, de vivre avec les paradoxes et de tendre vers plus de créativité dans nos modes de management.

Mickaël Géraudel est professeur associé en stratégie et entrepreneuriat à l'Université du Luxembourg. Katherine Gundolf est professeur associée en entrepreneuriat à la Montpellier Business School.

La percée du hashtag comme signe de ralliement universel, bien au-delà des *nerds* initialement raillés par Twitter, aura sans doute été le succès fulgurant des fameux #JesuisCharlie et #IamCharlie, traînées de poudre émotionnelles globales qui avaient contribué à générer une conscience planétaire de rejet du terrorisme et familiarisé tout un chacun suivant un tant soit peu l'actualité avec le rôle du symbole. Depuis, une cause n'en devient vraiment une que si elle a son hashtag clairement identifié. Dès les premiers signes d'émergence d'un « trend », les intervenants de tous bords rivalisent de rapidité et d'inventivité sur les réseaux sociaux pour être celui qui réussira à le « baptiser ». Cette course au hashtag est particulièrement vivante sur Twitter : les tweeteurs, déjà contraints de ramasser leur pensée en raison de la limite des 140 caractères, sont encore davantage mis au défi d'une formulation concise et créative au moment de choisir leur hashtag. Qui plus est, Twitter recommande de ne pas en utiliser plus que deux par tweet : #compact.

Mickaël Géraudel est professeur associé en stratégie et entrepreneuriat à l'Université du Luxembourg. Katherine Gundolf est professeur associée en entrepreneuriat à la Montpellier Business School.

Pour aller plus loin : Lewis, M. W. (2000), « Exploring Paradox : Toward a More Comprehensive Guide ». *Academy of Management Review*, 25(4): 760-776. Poole, M.S. & Van de Ven, A (1989), « Using paradox to build management and organizational theory ». *Academy of Management Review*, 14(4): 562-578. Smith, W. K. & Lewis, M. W (2011), « Toward a Theory of Paradox : a Dynamic Equilibrium Model of Organizing ». *Academy of Management Review*, 36(2): 381-403.

Happy birthday,

Jean Lasar

Avec l'arobase, universalisé depuis belle lurette par l'email, le hashtag (#), quoique plus récent, est sans doute le signe graphique le plus emblématique du Net. Le « pound », mot-dièse en français, « Doppelkreuz » ou « Raute » en allemand, « jogo-da-velha » au Brésil, a été suggéré pour la première fois comme préfixe-identificateur de catégorie il y a dix ans : une excellente occasion de se pencher sur le parcours de ce symbole graphique omniprésent.

Le 23 août 2007, l'Américain Chris Messina, designer chez Google, lançait l'idée, dans un tweet, d'utiliser ce symbole pour mieux organiser le service de micro-messagerie qui se trouvait alors en plein essor. « Que pensez-vous d'utiliser # (*pound*) pour les groupes. Comme dans #barcamp? » Dans un premier temps, Twitter avait dit non. Dans un entretien au *Wall Street Journal*, celui qui aurait sans doute pu devenir très riche s'il avait déposé un brevet pour son idée, a expliqué que la startup de Jack Dorsey lui avait répondu tout de go : « Ces choses-là, c'est pour les *nerds*. Ça ne va jamais prendre ».

Le moins qu'on puisse dire est que Twitter s'était lourdement trompé. Deux ans plus tard, le hashtag était enraciné dans son système informatique : toutes mentions utilisant le préfixé étaient dument répertoriées et du coup rapidement cherchables dans sa base de données. En plus de Twitter, le hashtag a depuis été adopté notamment par Instagram dès 2011 et par Facebook en 2013, par la presse écrite, dans le langage publicitaire et les dispositifs de marketing viral, ou plus spécifiquement, dans certains cas, comme référence de produit dans les courriers de réclamation de clients. Il intervient même dans un système de paiement mis au point par American Express et Twitter.

Son usage sur Twitter, son milieu natif, est des plus diversifiés. Un hashtag bien choisi permet dans certains cas d'obtenir une réponse immédiate de la part d'un expert à une question pointue qu'on se pose. Le hashtag peut fédérer en temps réel, le temps d'un match de foot, les téléspectateurs qui le commentent à la volée. On l'utilise fréquemment pour insérer dans un tweet une remarque décalée, un sarcasme ou une moquerie, sans chercher à créer ou à se raccrocher à une tag, par exemple #dansquelmondeonvit. Chris Messina estime que même si le hashtag a éclo sur Twitter, Instagram a encore davantage contribué à son adoption généralisée en encourageant expressément ses utilisateurs à l'utiliser de manière ciblée – donc à ajouter des hashtags les plus spécifiques possibles à leurs *posts* – pour faciliter la recherche de photos et de pairs. Sur Facebook, où la longueur des *posts* n'est pas limitée, ceux qui ont adopté les hashtags s'en donnent à cœur joie : certains y multiplient des labels parfois redondants au point de leur ôter toute signification.

Une cause n'en devient vraiment une que si elle a son hashtag clairement identifié

Barcelona, Winter 1977

Michèle Thomas

Ich bin Pudelsitterin. Ein Topjob, die Herrschaft fliegt in der Welt herum, während ich dem Pudel Mineralwasser serviere und mit ihm über Friedhöfe spaziere, in denen die Toten in weißen Schubladen hoch über dem Meer (f)liegen. Nachmittags, wenn ich aufwache, koche ich meinen Kaffee in einer Kanne, die wie eine Ballerina ausschaut, ich bade in der Sonne auf der Dachterrasse mitten in einem Quartier Popular, in dem ich den Menschen beim Leben zuhöre und zuschaue. Vage, unentschlossene Terrains, zwischen grauen Grasbüscheln und Cola-Flaschen spielende Kinder, an Motorrädern werkelnde Männer, ab und zu ein Eselskarren. Plötzliche rohe Bauten.

Manchmal blättere ich in den Tagebüchern der Frau, die jünger ist als ich und ihrem vierzig Jahre älteren Gatten verfallen ist, eine Liebe, die kaum auszuhalten ist. Wenn die Herrschaft für kurze Zeit kommt, wischt die 23-jährige Chefin mit dem Finger über die banalen Möbel, die ich intensiv mit Gift besprühe, das ist meine zweite Aufgabe. Die Wohnung, in der ich Monate lang alleine mit meinem lockigen Gefährten lebe, muss ich täglich, so der gespenstische Auftrag, mit Gift besprühen. Die Chefin nennt es putzen. Die dritte Aufgabe ist, die Chefin zu unterhalten. Da ich kein spanisch plapperndes Äffchen bin, nicht mal

Es gibt Drogen, Freiheit, Franco ist tot, alles lebt. Gieriger als in Amsterdam

ein Pudel, und die Chefin unter einer schweren, trüben Liebesglocke nistet, ist das die schwerste.

Der Chef ist Diamantendealer. Hin und wieder verkleiden sie mich und führen mich so genannt aus, in die teuersten Restaurants, die ich bewundern muss. Bei einem dieser Abendessen enthüllen sie die vierte Aufgabe: Ich soll mit Diamanten bespickt nach Kolumbien fliegen, in diskretem Abstand zu mir die schmucklose Herrschaft.

Wenn sie wieder auf Geschäftsreise sind, verabschiede ich mich abends vom Pudel und holpere in dem von ohrenbetäubender Kommunikation vibrierenden Bus ins Zentrum. Die Ramblas vibrieren auch, sie sind voller Blumen und Bücher, Sonnen- und Schattenflecken tanzen. Auf der surrealistischen Placa Reial trinke ich, von alten Männern skeptisch beäugt, Milchkaffee aus ho-

hen Gläsern. Ich wage mich unter die mit klirrender Arroganz gerüstete Kulturbourgeoisie, sie residiert in strenger Architektur mit einem Hauch Wahnsinn. Abseits der Ramblas stoße ich auf Plätze, die auf mich gewartet haben. Die einbeinige Nutte in der Gosse, hat Goya sie in meinen Kopf gepflanzt? Ich trinke Rotwein mit Gespenstern. Sie sprechen eine Indianersprache voller X. Ich flüchte vor einer Zigeunerin, die mich mit ihrem Sohn vermählen will. Feministinnen mit viel Haar und Temperament umarmen einander. Die schönsten Frauen sind Männer. Die Transvestit_innen unten auf den Ramblas grüßen mich freudig, in meinem zerbeulten Männerjackett und mit meinem kecken Damenbart bin ich eine der ihren. Barcelona, zumindest dieser Teil, scheint voller Transvestit_innen. Es gibt Drogen, Freiheit, Franco ist tot, alles lebt. Gieriger, hungriger als in Amsterdam, das schon Verfallserscheinungen zeigt.

Das Meer finde ich nur einmal, nach langer Suche, hinter einem verlassenen Fabrikgelände. Autoreifen wachsen aus dem Sand, Dosen, Ausgebleichtes. Dali ist hier, Pasolini trifft den endgültigen Jüngling. Die seltsame Winterfarblosigkeit des Mittelmeerraums ist vor dem brennenden Himmel- und Meeresblau aufgehoben.

Wenn die Disco schließt, blättere ich mich durch die größte Buchhandlung der Stadt, ernähre mich von immer vertrauter schmeckenden Worthappen. Ich kaufe nur einmal ein Buch, die ins Spanische übersetzte Lyrik von Jim Morrison. Wie sehr Spanisch doch zu dem Dunkel der Verse passt.

Auf den Ramblas geht der Nachtbetrieb einfach in den Morgenbetrieb über. Männer bespritzen meine Füße mit Wasser, die Blumen wachen auf, die Zeitungen winken, es riecht nach Kaffee. Ich bin im Mekka des Nachtmenschen. In meinem Lieblingscafé an der Placa de Catalunya, anonym und beseelt wie ein Bahnhofscafé, genieße ich meinen Morgenkaffee.

Kaum habe ich das Angebot als Diamantenkuli höflich, aber bestimmt abgelehnt, händigt mir der Chef meinen gepackten Rucksack aus. Ein Mann, der sich als Maler vorstellt, spricht mich auf der Placa Reial an. Gegen Kost und Logis sucht er eine Babysitterin. Außerdem eine Gefährtin für seine viel jüngere, etwas schwermütige Frau. Ich ziehe in eine Nische in eine enge, verdunkelte Wohnung, in der Kinder gestapelt sind und eine Frau herumhängt, von anmutiger Schläfheit wie eine Pflanze, die nie mit Sonne gegossen wird. Abends schleichen die bleiche Frau, die bleichen

Kinder und ich durch die Gassen, manchmal stolziert der Maler neben uns. Die Kinder sollen sich selbst unterhalten, findet der Maler. Er will lieber Aktbilder von mir malen, meine Funktionen werden immer weiter ausgeweitet. Zu weit, ich ziehe weiter.

Ich verliere meine Brille. Damit trüben sich die Aussichten auf weitere katalanische Karriereschübe entscheidend.

Ein paar Jahre später beziehe ich ein schmiedeisernes Bett auf einem Schachbrettmusterfliesenboden in einem Hotel auf der Placa Reial. Eines Abends, mein Begleiter ist mir abhanden gekommen, er wurde auf den Ramblas von drei wundersamen Weibern gekidnappt, plaudere ich mit dem schrumpfligen Herrn an der Rezeption. Wieviel Geld ich für meinen Hund wolle, fragt er. Mein Hund, ein Geschöpf Gottes jenseits von Rasse und Klasse. Mein Begleiter taumelt herein, schwer traumatisiert. Die drei Wunderweiber waren Männer!

Während ich versuche, ihn zu stabilisieren, tritt der Rezeptionist an mich heran. Mit Thymian, flüstert er, würde meine Pimpampel vorzüglich schmecken.

Fonds du Logement

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 12.10.2017
Heure : 11.00 heures

Description succincte du marché :
Soumission 2179 – Immeuble résidentiel 23 Logements « Bei der Poirt », rue de Luxembourg à Grevenmacher – Travaux d'installations ascenseurs.

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Le cahier spécial des charges peut être retiré via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour... » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant la date et heure fixées pour l'ouverture.

La version intégrale de l'avis n° 1701270 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Fonds du Logement

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 16.10.2017
Heure : 10.00 heures

Description succincte du marché :
Soumission 2179 – Immeuble résidentiel 23 Logements « Bei der Poirt », rue de Luxembourg à Grevenmacher – Travaux d'installations électriques.

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Le cahier spécial des charges peut être retiré via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour... » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant la date et heure fixées pour l'ouverture.

La version intégrale de l'avis n° 1701273 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Fonds du Logement

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 17.10.2017
Heure : 10.00 heures

Description succincte du marché :
Soumission 2179 Immeuble résidentiel 23 Logements « Bei der Poirt », rue de Luxembourg à Grevenmacher – Tavaux d'installations HVAC & sanitaires.

Conditions d'obtention du cahier des charges :

Le cahier spécial des charges peut être retiré via le portail des marchés publics (www.pmp.lu)

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour... » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant la date et heure fixées pour l'ouverture.

La version intégrale de l'avis no 1701274 peut être consultée sur www.marches-publics.lu



Direction Génie Civil- Constructions

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 16.10.2017
Heure: 11.00 heures

Lieu :
Ouverture de la soumission aura lieu le 16.10.2017 à 11.00 heures dans les bureaux de Monsieur l'Ingénieur-

directeur de la Direction Génie Civil
Constructions de la Ville de Luxembourg, sis au 3, rue du Laboratoire (4^{ème} étage) à L-1911 Luxembourg.

Section II : Objet du marché

Description succincte du marché :
Projet de rénovation et modernisation du Parking Neipperg : Installation de chantier, travaux de gros œuvre, travaux d'échafaudages, travaux de couverture et d'étanchéité de toitures, travaux de revêtements du sol

SECTION IV: PROCÉDURE

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission seront disponibles sur le portail électronique : www.pmp.lu En cas de problèmes prière d'envoyer un courriel à : ouvrages@vdl.lu

Section VI: Renseignements supplémentaires :

Installation de chantier ; Travaux de gros œuvre ; Travaux d'échafaudages ; Travaux de couverture et d'étanchéité de toitures ; Travaux de revêtements du sol

Conditions de participation :
voir les clauses contractuelles

Modalités visite des lieux/réunion d'information :
Aucune visite obligatoire n'est prévue. Pour la visite des lieux de la Brasserie, il faudra faire une demande au plus tard 4 semaines avant la date de la visite.

Réception des offres :
Ville de Luxembourg, 3 rue du Laboratoire à L-1911 Luxembourg.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'UE :
23.08.2017

La version intégrale de l'avis n°1701174 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Ponts et Chaussées – Division des travaux neufs

Avis de marché

Procédure : ouverte
Type de marché : Travaux

Ouverture le 11.10.2017 à 10.00 heures.

Lieu d'ouverture :
21 rue du Chemin de Fer à L-8057 Bertrange dans le bâtiment H1, 2^e étage
Division des travaux neufs (DTN)

Intitulé :
Aéroport de Luxembourg – Travaux d'entretien et investissements infrastructures Lot 22b : Travaux d'entretien des surfaces tarmac

Description :
Entretien des surfaces asphaltées de l'aéroport tel que piste, taxiways, route internes et chemins de service pour la réalisation d'entretien programmés et pour interventions de réparation « d'urgence ».
Les travaux sont à réaliser dans l'enceinte sécurisée de l'aéroport, avec contraintes spécifiques de « sécurité » d'accès et de contrôles.
La majeure partie des travaux est à réaliser la nuit, dans le créneau de fermeture de piste, y compris les W-E., avec conditions et contraintes spécifiques de « safety ». (Rémunération en plus-value par positions spécifiques-) *Positions principales* :

- Fraisage de chaussée 5 cm : 185 000 m²
- Fraisage de chaussée 12 cm : 15 000 m²
- Couche d'accrochage (émulsion) : 200 000 m²
- Couche de liaison enrobé bitumineux EB 16 L : 2 700 To
- Couche de roulement enrobé bitumineux EB 11 R2 P : 28 500 To
- Réparation de joints et fissures dégradés (>= 25 mm) 10 600 ml
- Réparation de joints fortement dégradés (bandes largeur 30 à 50 cm): 600 ml
- Réparation de surfaces dégradées isolées (< 25 m2) : 2 000 m²
- Réparation de surfaces dégradées isolées (>25 & <50 m2) : 2 000 m²
- Joints en bandes préformées à base de bitume modifié : 4 000 ml
- Travaux en régies
- Durée prévisible* : 3 années calendaires
Début prévisible : Mars 2018

Conditions d'obtention du dossier de soumission :
Les documents de soumission peuvent être téléchargés à partir du portail des marchés publics (www.pmp.lu) ou bien être retirés auprès de l'administration des Ponts et Chaussées, Division des Travaux Neufs 21 rue du Chemin de Fer à L-8057 Bertrange dans le bâtiment H1 2^{ème} étage, à partir du lundi 28 août 2017 les jours ouvrables de 09.00 à 11.30 heures après commande 2 jours à l'avance et par courriel à l'adresse dtm@pch.etat.lu.
Les pièces de soumission ne peuvent

être délivrées que jusqu'au mercredi 4 octobre 2017 jusqu'à 11.30 heures.

Il ne sera procédé à aucun envoi des documents.

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour l'Aéroport de Luxembourg Travaux d'entretien et investissements infrastructures Lot 22b : Travaux d'entretien des surfaces tarmac » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant la date et l'heure fixée pour l'ouverture.

Date de publication de l'avis 1701219 sur www.marches-publics.lu : 24.08.2017

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 05.10.2017
Heure : 10.00 heures

Lieu:
Administration des bâtiments publics 10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de façades à exécuter dans l'intérêt du Centre d'accueil Mamerdall à Schoenfels

Description succincte du marché :
Travaux de façade inclus échafaudage, travaux préparatoires, travaux d'enduits et de peinture

Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée prévisible du marché est de 90 jours ouvrables à débiter au courant du 1^{er} semestre 2018.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
Il ne sera procédé à aucun envoi de bordereau.
La remise électronique est autorisée.

Die Universität Luxemburg feiert eine undurchsichtige Partnerschaft mit einem Süßwarenkonzern

Ferrero Küsschen

Jochen Zenthöfer

An einem Mittwoch im Juli 2017 hat die Universität Luxemburg in der Überschrift einer Pressemitteilung verkündet, sie habe eine Partnerschaft „mit Ferrero“ abgeschlossen. Ferrero? Ist das ein Forschungsverbund, eine Stiftung oder eine gemeinnützige Organisation? Nein, mit Ferrero ist tatsächlich der italienische Süßwarenhersteller gemeint, in dessen „Kinder Riegel“ die Verbraucherschutzorganisation Foodwatch im vergangenen Jahr die höchste Zahl gesundheitsgefährdender Mineralöle aller getesteten Schokoladen fand. In den Neunzigerjahren verwendete Ferrero für seine Produkte Milchschnitte, Kinder Pingui, Kinder Bueno und Kinder Maxi King sogar Alkohol als Zusatzstoff. Doch diese Zeiten sind vorbei.

Derweil kam Ferrero schon 1973 nach Luxemburg, 1998 wurde die hiesige Präsenz verstärkt. Man schätzt das multikulturelle Umfeld, nahe an den für das Unternehmen wichtigen Absatzmärkten Frankreich, Deutschland und Belgien, hieß es. Im Jahr 2013 sprach das Unternehmen von 500 Mitarbeitern im Großherzogtum. Da wird guter Nachwuchs immer gesucht, und insofern vermag die Universität ein sinnvoller Rekrutierungsmarkt für die Nutella-Hersteller zu sein. Für Ferrero macht eine solche Partnerschaft also Sinn – ist jedenfalls zu vermuten, denn in die abgeschlossene Vereinbarung selbst kann man nicht schauen, die ist geheim.

Bedeutend scheint die Vereinbarung aber auch für die Universität zu sein, da sie von ihr wahlweise als „Abkommen“, „Vereinbarung“ und „Grundsatzvereinbarung“ bezeichnet wird, dahinter, in Klammern, der englische Fachbegriff „Memorandum of Understanding“. Das Abkommen sei „ein echter Mehrwert“ und der Partner „wichtig“, denn „Ferrero gehört zu den Marktführern des Süßwarenssektors und ist der drittgrößte Konzern weltweit auf dem Markt der Schokoladenerzeugnisse“, sagt – nein, nicht das Unternehmen selbst, sondern Eric Tschirhart, der es wissen muss, denn er forscht als Professor in Belval über Pharmakologie und Toxikologie, aber vermutlich nicht über Mineralöle in Kinderriegeln. Nebenbei leitet er das „Technology Transfer and Fundraising“-Büro, das, wie die Universität in ihrer Mitteilung unbedingt erwähnens-

wert findet, „im Rektorat angesiedelt ist“, also dort, wo vor kurzem Rainer Klump gescheitert ist. Ob sein Nachfolger wird präzisieren können, welchen Technologietransfer sich die Universität vom Ferrero-Küsschen-Hersteller erhofft?

Denn zum Thema Fundraising erklärt die Hochschule auf Anfrage: Geld fließe keines, jedenfalls nicht an die Universität, lediglich an bis zu fünf Studierende, die als Stipendiaten ausgewählt würden und bei denen der Finanzausschuss die Wohnkosten decken solle. Unter der großzügigen Annahme, dass ein Studentenzimmer 1 000 Euro Miete im Monat kostet, wird das Unternehmen also maximal 60 000 Euro jährlich in das „Ferrero Fellowship Programme“ investieren. Viel billiger ist *recruitment* heutzutage wirklich nicht zu haben. Die profitierenden Nachwuchskräfte müssen allerdings aus den Fachbereichen Recht, Wirtschaft und Finanzwissenschaften stammen oder den „Master in Entrepreneurship and Innovation“ absolvieren; alle anderen sind ausgeschlossen, darunter Historiker, Geografen oder auch die Studierenden unseres Pharmakologen Eric Tschirhart. Wenn die Universität also schreibt, es sei „ein echter Mehrwert für Studenten“, gilt das nur für eine Minderheit derselben, aber, trotz der Wortwahl, vermutlich auch für Studentinnen.

Wohl um deutlich zu machen, für wie fundamental die Universität ihre Zusammenarbeit mit dem Süßwarenhersteller vom Findel Business Center erachtet, findet sich in der Pressemitteilung auch ein Satz, der jeden Wissenschaftler und jede Wissenschaftlerin erschrecken lassen müsste: „Die Vereinbarung bildet den Rahmen für die Zusammenarbeit bei Stipendien, Praktika, PhD-Forschung und Lehre.“ Also eine Zusammenarbeit bei fast allem, was eine Universität macht und was sie einzigartig macht – und das, wie es bei einer Partnerschaft üblich ist, wohl auf Augenhöhe: „Multilingual. Personalised. Connected“ neben „Hanuta. Duplo. Tic Tac“. Es wirkt trumpest, soll aber von der „Mission“ der Universität abgedeckt sein, auf die auf Anfrage verwiesen wird: „Die Universität entwickelt Tätigkeitsfelder in Bereichen weiter, die für die nationale gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung von vorrangiger Bedeutung sind.“

Luxemburg hat Industriepromotionen nicht erfunden, sondern springt nur auf einen Zug auf, der sich etwa in Deutschland gerade zum Fundamentalproblem für die Wissenschaft entwickelt

In der Tat kann die vorrangige Bedeutung von Schokolade für die nationale gesellschaftliche Entwicklung vom Autor dieser Zeilen, Vater eines Achtjährigen, nur bestätigt werden. Wenn der Sohn Schokolade genießt, kann gearbeitet werden, was (vielleicht) die „Wettbewerbsfähigkeit des Landes stärkt“, einem weiteren Ziel in der „Mission“ der Universität. Einer Universität, die schon im zweiten Satz ihrer offiziellen Selbstdarstellung die Bedeutung verschiedener Gruppen durch Erst- und Zweitnennung richtig einzuordnen vermag: „860 Finanzexperten, Juristen, Unternehmer und andere Praktiker unterstützen die etwa 241 Professoren, Assistenzprofessoren und Dozenten.“ In diesem Satz ist es ein weiter Weg vom Finanzexperten zum Dozenten, und zwar von ganz vorne nach ganz hinten, und in der Quantität von oben (exakt 860 Experten) nach unten („etwa“ 241 eigenen Leuten, so genau scheint man es nicht zu wissen). Vielleicht wegen hier angedeuteten Bedeutung von Finanzexperten vergaß die Universität in ihrer Mitteilung nicht zu erwähnen, dass die Partnerschaft ebenfalls vom „Ferrero Chief Financial Officer“ unterschrieben wurde, wohl der angemessene Gegenpart zu einem Professor, der ein Fundraising-Büro leitet. Einen Dokortitel hat selbstredend keiner der anwesenden Ferrero-Manager.

Trotzdem ist in der Vereinbarung auch ein PhD-Partnerschaftsprogramm vorgesehen. Es soll Doktoranden industrienahe Forschung ermöglichen, heißt es in der Mitteilung, und: „Durch das Programm wird es geeigneten Kandidaten von Ferrero ebenfalls ermöglicht, an der Universität Luxemburg zu promovieren“. Sind damit – und in der betroffenen Fakultät zum ersten Mal – Tür und Tor geöffnet für Industriepromotionen? Das sind Promotionen, die in einem Unternehmen statt an einem Lehrstuhl gefertigt werden. Luxemburg hat das nicht erfunden, sondern springt nur auf einen Zug auf, der sich etwa in Deutschland gerade zum Fundamentalproblem für die Wissenschaft entwickelt. So umwirbt ein bayerischer Automobilhersteller auf seiner Webseite mögliche Nachwuchskräfte mit folgenden Worten: „Unser Doktorandenprogramm bietet Ihnen die Möglichkeit, Ihre Leidenschaft und Ihre wissenschaftliche Kompetenz auf ganz reale Herausforderungen anzuwenden und die Zukunft der Mobilität mitzuge-

stalten. Als Doktorand haben Sie die Chance, sich mit Ihrer praxisbezogenen Dissertation für eine Laufbahn in unserem Unternehmen zu empfehlen, Ihr gewähltes Fachgebiet im Unternehmen zu fördern – und sich für Ihre angestrebte Karriere zu positionieren.“ Das Unternehmen fasst sein eigenes Programm in 15 Bausteinen zusammen, von denen sich nur ein einziger auf die Hochschule und den betreuenden Professor bezieht. Die Hochschulen aber wollen, so verkündet ihr Interessenverband in Deutschland, als allein verantwortlicher Träger des Promotionsverfahrens wahrgenommen und gewürdigt werden. So weit sind wir schon, dass man sich zu dieser Klarstellung veranlasst sah. Man muss es jungen Menschen einfach mal erklären: Nicht Unternehmen vergeben akademische Titel, sondern Universitäten, und diese nicht in Partnerschaften mit Unternehmen, sondern in eigener und alleiniger Verantwortung.

„Unser Eindruck ist, dass sich die Grenzen verschoben haben“, sagte jüngst der Präsident der TU Darmstadt, Hans Jürgen Prömel. Zunehmend komme es vor, dass die Industrie selbst Promotionsstellen „ausschreibe“ und so versuche, die Ausrichtung wichtiger Projekte direkt zu beeinflussen. Dies nennt der Verband „Kuckucksei-Promotionen“. Auf Anfrage bezeichnet die Universität Luxemburg den Vergleich mit den Technischen Universitäten in Deutschland als gefährlich, ganz einfach deshalb, weil man keine technische Universität sei. Zugleich stellt sie klar, dass Ferrero „der Universität keine Forschungsthemen, Datensätze oder Studierende zuweisen kann“. Wenn es einen Forschungsbereich gebe, der für einen Ferrero-Mitarbeiter und einen Professor von gegenseitigem Interesse sei, könnten sie diese Forschung gemeinsam durchführen, heißt es aus Belval. Ferrero dürfe aber über seine internen und externen Kommunikationskanäle kommunizieren, wenn PhD-Positionen an der Universität offen sind, die für Mitarbeiter relevant sein können.

Für Ferrero-Mitarbeiter, ihre Lebensläufe und LinkedIn-Profile ist aber noch etwas Anderes interessant: Am Ende der universitären Mitteilung heißt es, dass Ferrero-Mitarbeiter in Zukunft als Lehrbeauftragte einzelne Kurse unterrichten dürften. Auch dieser Punkt lässt staunen. Denn entweder sind externe Kräfte aufgrund ihrer besonderen Befähigung oder Erfahrung geeignet, Kurse zu unterrichten, oder sie sind es nicht. Ob jemand Mitarbeiter von Ferrero ist, sollte bei der Rekrutierung von Lehrbeauftragten keine Rolle spielen, und Ferrero-Mitarbeiter sollten deshalb auch nicht bevorzugt ausgewählt werden. Schon bisher hätten Manager des Unternehmens als Lehrbeauftragte wirken können, wenn sie dafür ausgewählt worden wären. Auf Anfrage präzisiert die Universität, dass auch in Zukunft jeder Ferrero-Mitarbeiter, der Dozent werden wolle, das bewährte Auswahlverfahren durchlaufen müsse. Wozu dient dann aber die neue Vereinbarung, wenn sie keine juristischen oder technischen Veränderungen bewirkt, weder im Vergleich zu früher, noch im Vergleich zu anderen Unternehmen?

Bei all dem fallen die Rechtschreibfehler in der jubelnden Mitteilung der Universität kaum auf: Dass sich beim Wort „Auswahlkomitee“ ein „m“ und ein „t“ zu viel eingeschlichen hat (Original: „Auswahlkomitte“), ist bei einer Partnerschaft dieser Bedeutung wohl ebenso zu vernachlässigen wie die Schreibweise des Wortes „Doktorand“, das man in Belval mal richtigerweise mit einem „d“ enden lässt, mal aber auch mit einem „t“ – innerhalb des gleichen Absatzes der Erklärung. Dass das Abkommen „ebenfalls von Herr Jorge de Moragas unterschrieben wurde“, wird bei ebendiesem wohl kaum Trauer über das verlorengegangene „n“ bei der Umwandlung des Substantivs „Herr“ in ein Anredepronomen auslösen. Denn auch bei Ferrero ist man erfahren im Erfinden neuer Wortschöpfungen, etwa bei „Piemont-Kirsche“, die in „Mon Chéri“ enthalten sein soll. Eine Kirschsorte dieses Namens existiert nicht: „Piemont“ ist angelehnt an die Herkunftsregion der Familie Ferrero. Mit der neuen Partnerschaft hätte man einen „Belval-Apfel“ in Ferrero-Produkten etablieren können, statt mit Mineralölzusatz mit einer Note Stahlgeschmack. Dieser Apfel hätte uns an eine Universität erinnert, die an einem Mittwoch im Juli 2017 erkannte, dass es köstlich ist, von einem süßen Baum zu essen. Die Universität nahm von seinen Früchten und aß; sie gab auch ihren Studierenden davon, und auch sie aßen. Erst viel später wurden ihnen die Augen aufgetan, und sie wurden gewahrt, dass sie nackt waren.



Sven Becker

Mitarbeiter des Süßwaren-Herstellers Ferrero („Kinder-Riegel“, „Milchschnitte“, „Mon Chéri“) können als Lehrbeauftragte einzelne Kurse an der Uni.lu unterrichten. Das macht sich gut auf dem LinkedIn-Profil

Liberté, égalité, propriété

Gérard Trousch

La Révolution française a chamboulé la société luxembourgeoise, c'est bien connu. Les changements au niveau administratif sont le plus souvent évoqués dans une première approche. Le Luxembourg devient un département français : de nouvelles subdivisions apparaissent (par exemple les communes et cantons). Une nouvelle structure judiciaire est également installée (arrondissements judiciaires) : justice de paix, tribunal correctionnel (au niveau de l'arrondissement), tribunal criminel. Enfin, l'enseignement est réformé. S'y ajoutent des modifications sociétales, qui ont leur origine dans le droit. La France a réussi une œuvre monumentale dans ce domaine¹ : Code civil de 1804, Code de commerce de 1807 et Code pénal de 1810.

L'essence du Code civil présente trois traits idéologiques : la laïcité, l'égalité et la propriété. L'état civil (naissances, mariages, décès) sort définitivement de l'emprise de l'Eglise. Le Code civil ignore la religion. Portalis, principal rédacteur du Code civil², a élaboré une formulation qui reste d'actualité : « Les citoyens peuvent professer diverses religions ; mais il faut des lois pour tous ». Le Régime français a donc sorti le Luxembourg du tout religieux.

Le Code civil a consacré l'égalité devant la loi ; l'ère de l'individualisme a commencé. Cette égalité garde un aspect formel, car la bourgeoisie dispose à la fois du pouvoir économique et du pouvoir politique. Le couple égalité/liberté signifie aussi liberté du commerce, ce qui a deux conséquences : émergence d'une bourgeoisie marchande (par exemple négociants de gros) ; apparition, timide il est vrai, d'une classe moyenne dont « tenir boutique » est une caractéristique centrale.

Le Code civil est composé de trois livres, seul le premier traite des personnes. Les deux autres s'occupent exclusivement des biens et de la propriété. D'ailleurs, ce Code favorise et protège particulièrement la propriété immobilière. Deux facettes apparaissent : il importe de libérer la propriété immobilière des charges que l'Ancien Régime lui fait subir ; la terre reste le facteur de production par excellence. En France, 80 pour cent de la population tirent leur revenu, voire leur existence, de la terre (directement ou indirectement) ; au Luxembourg, ce pourcentage est largement dépassé.

L'engouement pour la propriété immobilière ne s'est jamais démenti au Luxembourg. D'où : liberté, égalité, propriété³ ; la troisième l'emportant sur la deuxième. La propriété est sacralisée : les propriétaires terriens choisissent en dernier ressort, avec l'aide du jeu des institutions politiques, les députés ; le cens électoral favorise à son tour la propriété. Pays légal et pays patrimonial se superposent.

Les trois Codes

Les Constitutions se sont succédées, mais le Code civil perdure. En 1903, sort le premier Code civil luxembourgeois, édité par Pierre Ruppert. On dit que le Luxembourg et la France sont liés par des liens culturels. Les liens en relation avec le droit français sont aussi forts, sinon plus que les liens culturels.

Le premier Code de commerce remonte à 1893, édité également par Pierre Ruppert. Il s'agit d'une édition restreinte, car destinée aux élèves de la section commerciale de l'École industrielle et commerciale (cours de droit commercial en 2^e et 1^{re} de la section commerciale). Une édition plus étoffée paraît en 1899. Des dispositions légales liées à l'industrie et le travail y sont ajoutées. Une autre innovation



Le long XIX^e siècle sera celui de la prédominance absolue de la bourgeoisie. En haut : aquarelle représentant Emmanuel Servais et son épouse Elisa Boch ; en bas : pensionnat de filles au Luxembourg

est introduite : les décisions jurisprudentielles sont placées à proximité du texte. Enfin, en 1915, c'est le tour d'une édition complète, avec le tout nouveau droit des sociétés. Celui-ci a été inspiré du droit belge (cf. avant-projet de loi élaboré par le professeur Jean Corbiau de l'Université catholique de Louvain).

Une réforme approfondie, inspirée du Code pénal belge de 1867, a été effectuée en 1879. La même année Pierre Ruppert publie une « petite édition » du Code pénal, tenant compte de la révision de cette année (avec texte allemand). En 1900, paraît une édition du Code pénal accompagné d'une révision du Code d'instruction criminelle.

Une autre société

L'égalité devant la loi et le droit de propriété génèrent des conséquences qui marquent le Luxembourg dans la longue durée. Examinons les trois principales composantes de la société.

La bourgeoisie est la grande gagnante du Régime français. Les trois Codes profitent surtout, sinon exclusivement, aux possédants. La vente des biens nationaux, en fait de l'Eglise (quarante pour cent proviennent des abbayes et des couvents⁴) a un double effet. Les acquéreurs de ces biens nationaux (souvent à bon prix) sont favorables au nouveau régime, par intérêt personnel. Cette « redistribution » de

Une étonnante persistance : Le Code civil a organisé le vivre-ensemble de la population luxembourgeoise sur deux siècles

biens immobiliers profite à la fois aux « Français de l'intérieur » et à la bourgeoisie luxembourgeoise, qui s'est enrichie au cours de cette période.

La grande masse de la population est paysanne : autour de 96 pour cent de la population totale (selon Gilbert Trousch). Les paysans propriétaires sont minoritaires ; ils embauchent parfois du personnel. Les gros propriétaires relèvent plutôt de la bourgeoisie. La propriété foncière est leur signe distinctif. Quant aux paysans sans propriété, ils sont majoritaires. Il s'agit d'une masse de petits exploitants, journaliers, ouvriers agricoles, garçons/filles de ferme, etc. La liberté économique ne leur est pas favorable, au contraire, ils ont perdu la protection, même éphémère, de l'Ancien régime.

Les ouvriers sont les grands perdants du Code civil. D'ailleurs, les ouvriers industriels sont encore peu nombreux dans le Département des Forêts. Les ouvriers sont serrés dans un triple carcan. En 1803, est créé le Livret d'ouvrier, sorte de passeport intérieur obligatoire. Ce livret, retenu entre les mains du patron, a une triple finalité : d'abord, il retrace l'ensemble des emplois successifs du détenteur ; ensuite, il s'agit d'un contrôle social de l'ouvrier ; enfin, le dernier but du livret consiste à éviter les débauchages d'ouvriers d'entreprises concurrentes. En France, le livret est aboli en 1890. Tel n'est pas le cas au Luxembourg : en 1915 la Chambre de commerce rappelle en vain au Gouvernement l'existence du livret, qui est tombé en désuétude.

Selon l'article 1781 du Code civil, le maître est cru sur parole en matière de salaire ; voilà un exemple flagrant d'inégalité face à la loi. En France cet article est abrogé en 1868 ; au Luxembourg il faut attendre l'année 1885. L'article 310 du Code pénal interdit de forcer à la hausse ou à la baisse des salaires, de porter atteinte à la liberté des maîtres et des ouvriers (par exemple des rassemblements près des établissements où ils travaillent). En d'autres termes, les ouvriers sont interdits de coalition (syndicats) et de grève. Il faut attendre 1936, pour que ces dispositions disparaissent.

La famille

La pierre angulaire de la famille adossée au Code civil de 1804 est le principe d'autorité : la famille est organisée à l'image de l'Empire. Cette famille est définie par une série de caractéristiques générales.⁵

À commencer par la hiérarchie des sexes. Portalis⁶ a bien formulé cette caractéristique : « L'autorité maritale est fondée sur la nécessité de donner, dans une société de deux individus, la voix prépondérante à l'un des associés, et sur la prééminence du sexe auquel cet avantage est attribué ». La maternité et l'éducation des enfants sont la « véritable » vocation des femmes. L'image de la « jeune fille oisive »⁷ est prépondérante dans la bourgeoisie et dans les classes moyennes supérieures. C'est encore le cas au début du XX^e siècle au Luxembourg. L'exercice d'une profession par des femmes est le plus souvent lié au célibat (par exemple institutrice). Deux exceptions au moins peuvent être retenues : les femmes dans l'agriculture et dans le commerce. La première statistique (1907) à cet égard qualifie ces femmes d'« aidantes ».

Le corollaire de la hiérarchie des sexes est une certaine sécurité juridique de la femme mariée : la durée du mariage. Le Code civil de 1804 a introduit le divorce. En 1816, le divorce est abrogé en France, mais pas au Luxembourg. Ce n'est guère un signe de modernité, mais plutôt l'expression de la « loi de l'inertie ». D'ailleurs, le nombre des divorces reste limité au XIX^e siècle : 35 unités entre 1841 et 1890.

Le Code civil a institué un rapport social dissymétrique entre les deux sexes. L'assujettissement civil de la femme mariée à son mari est retenu clairement dans le Code : « Le mari doit protection à sa femme, la femme obéissance à son mari » (ancien article 213). » La dépendance économique de la femme vis-à-vis de son mari n'est pas moins sévère. « La femme, même [...] séparée de biens, ne peut donner, aliéner, hypothéquer, acquérir, à titre gratuit ou onéreux, sans le concours du mari dans l'acte, ou son consentement par écrit » (ancien article 217). Enfin, la puissance paternelle vis-à-vis des enfants est exercée par le père, bien que la mère s'occupe de l'éducation des enfants. Selon l'ancien article 373, « le père seul exerce cette autorité durant le mariage ».

Ce type de famille est qualifié de « traditionnel » : le mari travaille à l'extérieur, la femme au foyer s'occupe des enfants. Ce modèle « standard » change sous l'effet de plusieurs facteurs. Les moyens de contraception modernes se répandent rapidement, séparant sexualité et procréation : de nouvelles perspectives s'ouvrent aux femmes. Le travail féminin s'étend rapidement, en relation avec la montée des services (cf. place financière). À son tour, l'activité rémunérée des femmes leur assure l'autonomie financière, ce qui conduit à une dépendance mutuelle moins prononcée des conjoints.

C'est l'apparition de la « démocratisation » du lien conjugal : le couple décide librement de son échec ou de sa réussite. L'insatisfaction d'un conjoint (par exemple son manque d'épanouissement personnel) peut facilement mener à la rupture, mais une nouvelle relation peut se nouer parfois rapidement. Selon le sociologue François de Singly « le divorce est inscrit dans le mariage amoureux ».⁸

La disparition progressive de la femme au foyer oblige la famille à externaliser au moins partiellement leurs besoins en services, par exemple garde des enfants ou le recours à la restauration pour le déjeuner. Si l'on y ajoute le coût croissant du logement, le besoin d'une ou même de deux voitures, les charges incombant au ménage explosent. Le salaire des deux conjoints devient une nécessité.

Retenons encore deux facteurs. L'économie financière favorise le travail féminin, au moins

Le Luxembourg et le Code civil de 1804 à aujourd'hui dans une approche sociétale et historique

par rapport à la société industrielle, où les femmes sont le plus souvent confinées dans des postes subalternes. La « révolution » de l'enseignement des jeunes filles change la donne. La rupture qualitative joue à partir de 1968 : même enseignement secondaire pour filles et garçons. La rupture quantitative apparaît au tournant de l'année scolaire 1982/83 : le nombre de jeunes filles inscrites à l'examen de fin d'études secondaires dépasse pour la première fois celui des garçons.

Ces changements sociétaux ont abouti à deux lois décisives : loi du 12 décembre 1972 relative aux droits et devoirs des époux et la loi du 4 février 1974 portant réforme des régimes matrimoniaux. Selon le Conseil d'État « le Grand-Duché sera l'un des derniers pays de l'Europe à abroger les principes de la puissance maritale et de l'incapacité de la femme mariée ».⁹

Mais, à certains égards, le cas luxembourgeois, présente des spécificités.¹⁰ Ainsi, l'Église garde une large influence sur la vie sociale, et ceci jusque vers les années 1950/60. Depuis l'œuvre de Mgr Jean-Théodore Laurent, dynamique vicaire général (1842-1848), l'Église luxembourgeoise est bien présente dans l'espace public. Quant à l'industrialisation, elle ne sépare pas nettement le pays en sphère industrielle et sphère rurale. La pratique des professions accessoires (par exemple ouvriers pratiquant accessoirement l'agriculture) persiste longtemps dans notre pays et n'a même pas complètement disparu au lendemain de la Seconde Guerre mondiale. Cette persistance de la mentalité paysanne, tout en atténuant les effets de l'industrialisation, a un impact conservateur sur la vie sociale. Ainsi c'est en 1911 seulement que deux lycées de jeunes filles sont créés, l'un à Luxembourg, l'autre à Esch/Alzette. L'enseignement public commun aux garçons et aux filles est assuré tardivement dans notre pays, par la loi du 10 mai 1968 sur l'enseignement secondaire.

Quelques mots de conclusion

La propriété individuelle est et restera au centre de l'organisation sociale au Luxembourg. Le

couple bourgeoisie/droit est le vrai gagnant du Régime français. Par ailleurs, le droit français a eu un effet durable sur la société luxembourgeoise et a fait contrepoids à l'influence économique de l'Allemagne depuis 1842 (cf. Zollverein).

L'égalité devant la loi ne signifie nullement égalité de fortune. Au contraire, la société luxembourgeoise, livrée au seul Code civil, génère des inégalités sociales. L'égalité devant la loi, pièce maîtresse du Code civil, fait disparaître toute inégalité liée à la naissance, mais aggrave l'inégalité devant la fortune. Voilà qui a assuré la prédominance absolue (politique, économique et culturelle) de la bourgeoisie luxembourgeoise, jusqu'à l'entre-deux-guerres. Le XIX^e siècle a été une période d'inégalités sociales : la hiérarchie de la naissance a été remplacée par la hiérarchie de la fortune.

Le Régime français, bien qu'ayant été une période de temps relativement limitée (1795-1814), n'a pas fini de marquer la société luxembourgeoise. Le Code civil a organisé le vivre-ensemble de la population du Luxembourg sur deux siècles. À la fin du Régime français, le travail et la production ont entièrement structuré la vie sociale. Selon le sociologue Jean Viard ce Régime « visait à effacer ces cadres du temps religieux pour instaurer le temps unique du travail ».¹¹ Depuis le temps du Code civil de 1804, le travail dresse de nouvelles hiérarchies sociales et professionnelles. D'ailleurs, cette construction du travail « sera la force productive qui permettra la révolution industrielle et arrachera les sociétés aux rythmes agraires et saisonniers ». Plus tard, la protection sociale est adossée étroitement au travail : loi de 1901 (assurance sociale) ; loi de 1902 (assurance accident) ; loi de 1911 (sur la retraite).

La longévité du Code civil a été soulignée, à juste titre. S'y ajoute, pour le Luxembourg, deux autres aspects. Le Code civil luxembourgeois est plus près de celui de 1804 que celui de la France actuelle. Ce Code, introduit au temps de la société agricole, à laquelle il a été destiné, a traversé sans encombre la société industrielle qui a abouti à la société de services. Le Code de 1804 a bien été

modifié au cours de sa longue existence, mais son essence même a persisté durablement. Il n'a pas fini de nous étonner.

Gérard Trausch est économiste spécialisé dans la démographie. Depuis 2009, ce professeur à la retraite travaille à une histoire économique et sociale du Luxembourg dont les trois premiers volumes sont parus dans les Cahiers économiques du Stater. Le quatrième volume sortira dans les prochaines semaines.

¹ Jean-François Niort, *Homo civilis – Contribution à l'histoire du Code Civil français*, 1804-1965, Aix-en-Provence, 2004, 931 pages (en deux volumes) ; voir aussi Jean-Louis Halpérin, *L'impossible Code civil*, Paris, 1992, 309 pages.

² Portalis, *Discours préliminaire au premier projet de Code civil*, préface de Michel Massenet, Paris, 1999, p. 36.

³ Jean-François Niort, 2004, *op. cit.* p. 288 et suivantes.

⁴ Gilbert Trausch, La suppression des couvents de la ville de Luxembourg sous le Directoire, tiré-à-part *Hémecht* n° 4, 1958, et n° 1, 1959, 103 pages.

⁵ Irène Théry, *Couple, filiation et parenté aujourd'hui – Le droit face aux mutations de la famille et de la vie privée*, Paris (rapport à la ministre de l'Emploi et de la Solidarité et au Garde des Sceaux, ministre de la Justice), 1998, p. 27 et suivantes.

⁶ Portalis, Tronchet, Bigot de Préameneu et Maleville ont élaboré le projet de Code civil. La citation provient de François Ewald, *Naissance du Code Civil 1800-1804*, Paris, 1989, p. 56.

⁷ Françoise Battagliola (sociologue), *Histoire du travail des femmes*, Paris, 2004, p. 59 et suivantes.

⁸ François de Singly, Trois thèses sur la famille contemporaine, in : Didier Le Gall et Claude Martin, *Familles et politiques sociales – Dix questions sur le lien familial contemporain*, Paris, 1996, p. 57.

⁹ Avis du Conseil d'État sur le projet de loi relatif aux droits et devoirs des époux, en date du 8 décembre 1970.

¹⁰ Gérard Trausch, *La société luxembourgeoise depuis le milieu du XIX^e siècle dans une perspective économique et sociale*, cahier économique n° 108 du Stater, Luxembourg, 2009, p. 48 et suivantes.

¹¹ Les deux citations proviennent de Jean Viard, *La France dans le monde qui vient – La grande métamorphose*, Paris, 2013, p. 70 et p. 71.

Zu Gast

Pour une ville vivante, verte et conviviale

Sam Tanson, François Benoy

La diversification de l'offre commerciale au centre-ville de la capitale a fait débat ces derniers mois, provoqué par l'éventuelle fermeture d'une librairie – fort appréciée – au centre-ville. Le libraire en question a heureusement revu sa décision, mais le débat n'est pas pour autant clos.

Le commerce du centre-ville se voit actuellement confronté à de nombreux défis : les centres commerciaux aux alentours qui attirent de nombreuses personnes par l'amplitude de leur offre et l'idée d'accessibilité qui les entoure ; les loyers élevés provoqués par la forte attractivité de la ville et les chantiers d'envergure autour du Royal Hamilius et du tram.

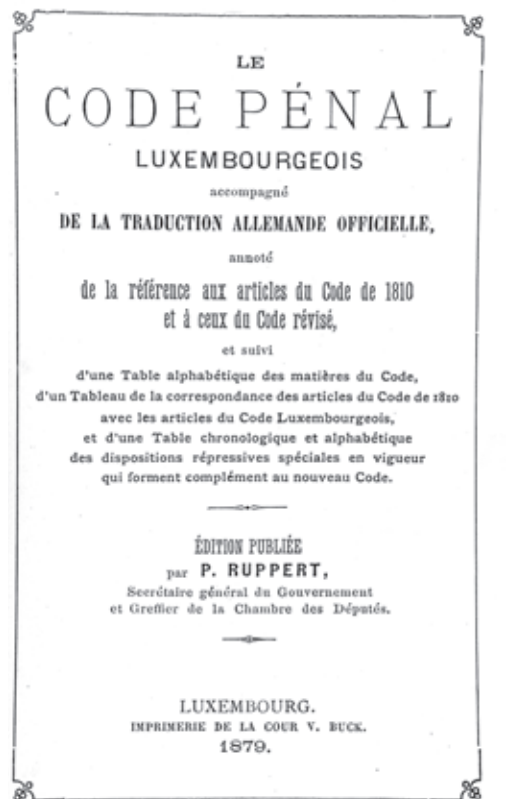
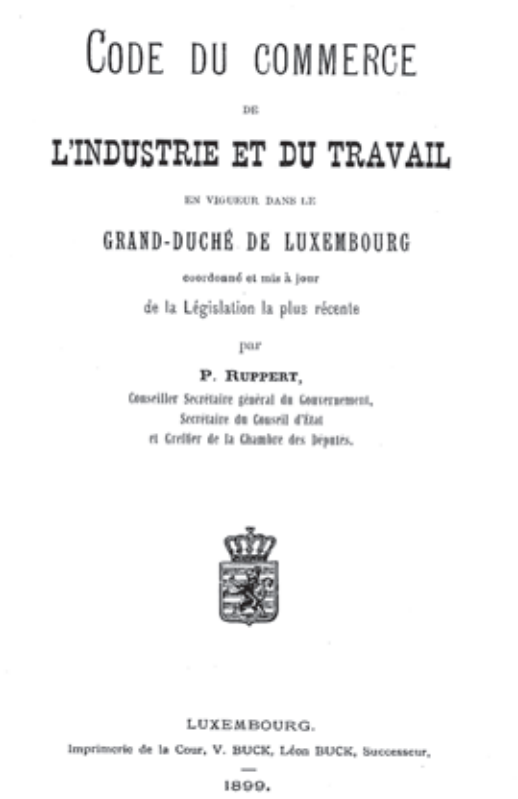
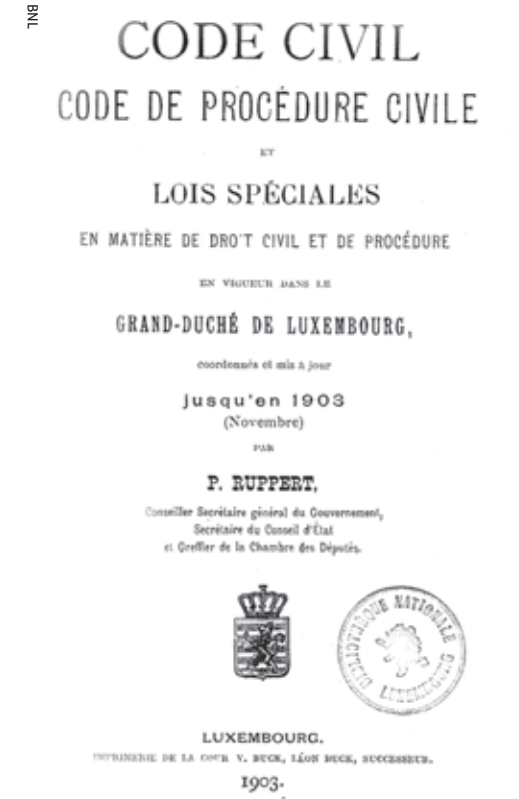
En tant que responsables communaux nous pouvons agir sur plusieurs niveaux : contribuer à la promotion du centre-ville, en transmettant le message que passer un après-midi en ville constitue une expérience différente, mais de très haute qualité. On peut venir en bus directement en ville (le week-end c'est même gratuit), voire à pied ou à vélo. Entre les nombreux commerces, prendre un café en terrasse ou un repas dans un des nombreux restaurants, faire un tour sur une des aires de jeux, dans un musée ou dans la bibliothèque communale, l'expérience est variée et appréciée par de nombreuses personnes, la récente étude réalisée en collaboration avec l'Union commerciale le démontre. La même étude montre néanmoins aussi que, malgré la forte offre culturelle et événementielle en ville, celle-ci n'est pas assez connue par les visiteurs du centre. Nous devons travailler sur ce point, ensemble avec l'Union commerciale, afin de rendre plus visible les événements organisés. Il faudra également promouvoir de manière plus ciblée tout ce qui se fait déjà en termes d'offre pour les enfants en ville et combler certains déficits en augmentant par exemple l'offre d'aires de jeux dans le centre.

Concernant les loyers, la ville possède déjà à l'heure actuelle une trentaine de locaux commerciaux, dont la location fait l'objet d'appel à candidatures publics et qui sont loués prioritairement à des commerçants en développement, innovateurs et qui complètent l'offre présente en ville. Nous estimons qu'il est important que la ville achète d'autres locaux dans la mesure du possible afin d'entendre encore cette offre.

Les chantiers constituent actuellement certes un passage difficile, surtout pour les commerces qui les longent directement, mais à terme, la ville gagnera en attractivité et en convivialité. L'aménagement du Royal Hamilius signifie également le prolongement de la zone piétonne en ville avec l'extension de la zone piétonne dans la rue Aldringen et dans la Grand-rue. Tout le long du tram, la voirie sera adaptée, ce qui permet des cheminement plus agréables pour les piétons et les cyclistes et donc une meilleure accessibilité des commerces par les modes doux. Les voies annexes seront également revues et nous estimons qu'il faudra en profiter pour étendre davantage les zones piétonnes de la Gare et de la Ville haute afin d'apaiser la circulation automobile et de créer des espaces pour la vie urbaine : détente et rencontre, culture, commerce de détail et gastronomie.

Afin d'offrir à des petits producteurs et commerçants locaux un lieu de vente permanent, nous allons réaliser un marché couvert, par exemple à la Place du Théâtre pour laquelle des idées concrètes ont déjà été développées. Dans les quartiers qui composent la ville par ailleurs, nous allons veiller à la création de petits espaces commerciaux qui permettent aux habitants de couvrir leurs besoins essentiels près de chez eux.

Luxembourg est une ville attrayant e où il fait bon vivre. Déi Gréng veilleront à ce que la Ville continue à relever les défis de sa dynamique et de la diversité de sa population afin de préserver la qualité de vie de tous les habitants et habitantes.



Les premiers Code civil (1903), Code du commerce (1899) et Code pénal (1879) luxembourgeois, tous édités par Pierre Ruppert

Maux dits d'Yvan

Une histoire belge

Yvan

On sait depuis longtemps que l'Union européenne n'a plus la frite. Est-ce alors pour combattre l'appétit malsain des populistes que la Commission de Bruxelles a décidé, à tort, de se consacrer à la patate ?

Pour remplir les urnes de leurs patrons, les technocrates veulent apparemment s'inspirer des cantines qui attirent la clientèle en mettant les frites au menu. D'ailleurs, si l'andouillette ressemble à la politique, la frite tient du politique. Edouard Herriot, le regretté maire de Lyon, ne disait-il pas que l'andouillette c'est comme la politique, ça doit sentir la merde, mais pas trop. Et les hommes (comme de plus en plus de femmes) politiques ressemblent à la frite, déterminés et croustillants à l'extérieur, mous à et moelleux à l'intérieur. Il paraît même qu'ils songeraient à remplacer leurs casseroles par des friteuses.

« Et Bruxelles là-dedans ? », me direz-vous. Eh bien, ses nutritionnistes veulent interdire l'acrylamide, cet additif, cancérigène paraît-il, qui rend les frites si croustillantes et donc appétissantes. Du coup, les virils consommateurs s'inquiètent : « Nos belles frites deviendront-elles molles ? » En pleine *Fouer*, après l'ouverture, ce mercredi, nous gratifia à nouveau de l'image pléonastique du gratin politique local se goinfrant de frites, la question est plus que jamais d'actualité.

L'acrylamide, nous disent les scientifiques, provient d'une cuisson trop forte qui transforme l'amidon et le sucre et qui rend donc dangereux tous les produits trop cuits ou torréfiés contenant ces matières. Adieu baguette, miche, croissant, brioche, café, chocolat, j'en passe et des meilleurs ! De fins observateurs politiques ont d'ailleurs fait remarquer que Messieurs les Anglais se sont tirés les premiers et ont organisé leur Brexit rien que pour pouvoir continuer à manger en toute impunité des *crispy fish and chips*. Quant à notre grande-duchesse, elle aurait lâché dédaigneusement : « Ils n'ont pas de frites ? Qu'ils mangent de la purée truffée ! »

Le ministère flamand du Tourisme s'est déjà allié aux nombreux lobbies de l'industrie agro-alimentaire pour partir en guerre contre cette nouvelle directive. La Friture Joslet et le restaurant bien connu Le Fin Gourmand qui font parmi les meilleurs frites du grand-duché se sont, dit-on, joints à l'initiative.

Aux dernières nouvelles, cependant, les équipes de Juncker auraient démenti leur attente à la double cuisson des frites pour ne pas compromettre la candidature de cette tradition culinaire belge au patrimoine mondial immatériel de l'Unesco. Eh oui, pour les Belges, la frite c'est une ambition nationale, contrairement à leurs voisins français, dont De Gaulle disait : « Le bifteck-frites, c'est bon. Mais cela ne constitue pas une ambition nationale. »



L'acrylamide, cet additif qui rend les frites si croustillantes, serait cancérigène



« Tous les hommes sont des frères, nous devons nous entendre », crie Marie Jung dans cet extrait de la bande-annonce de la Ruhrtriennale pour l'épopée *Liebe. Geld. Hunger. Trilogie meiner Familie*, une création de Luk Perceval se basant sur les Rougon-Macquart d'Émile Zola. Le 7 septembre, la troisième partie de cette production qui s'est étendue sur trois ans, *Hunger*, fêtera sa première au Landschaftspark Duisburg-Nord, avant que ne soient jouées les trois parties (les autres furent créées en 2015 et 2016 à la Ruhrtriennale) en marathon d'affilée, de midi à minuit, les 15 et 17 septembre. À la fin du mois, la production sera au Thalia Theater à Hambourg, dont la Luxembourgeoise Marie Jung est membre de l'ensemble ; en mars 2018, on pourra y assister au Luxembourg. Marie Jung est une des stars de la production, à côté de noms comme l'incroyable Barbara Nüsse (*ruhrtriennale.de*). jh

Philipp Döring / Ruhrtriennale

tablo

Export

Su-Mei Tse, Marco Godinho et Govinda Van Maele...

...seront à Sydney, à Lyon et à Toronto respectivement. La première, artiste plasticienne qui a remporté le Lion d'or à Venise en 2003, vient d'être sélectionnée pour la biennale de Sydney, Australie, en 2018, communique sa galerie chinoise Edouard Malingue. Sous la direction de la curatrice de cette 21^e édition de la biennale, la Japonaise Mami Kataoka, Su-Mei Tse figure à côté d'artistes stars comme Ai Weiwei, Eija-Liisa Ahtila ou Laurent Grasso, mais surtout beaucoup de créateurs asiatiques moins connus en Europe, ce qui pourrait donner une nouvelle tournure à son travail. Avant cela, le Mudam luxembourgeois lui consacrera encore une exposition personnelle, *Nested*, à partir d'octobre de cette année (*biennaleofsydney.com.au*).

Marco Godinho quant à lui sera dès le mois prochain à la biennale de Lyon, qui est dirigée par Emma Lavigne (directrice du Centre Pompidou Metz) sous le titre *Mondes flottants*. La curatrice l'a invité à montrer *Untitled (Transparent flags)*, que l'artiste luso-luxembourgeois avait créé en 2011 pour l'exposition en plein air *Plateaux* au Kirchberg (photo : TPC). Parmi les artistes, on pourra aussi y retrouver Lara Almarcegui, qui avait fait la réouverture du Casino après sa transformation (*labiennaledelyon.com*).

En outre, comme viennent de le révéler nos confrères de *Paperjam.lu*, trois films coproduits par des sociétés luxembourgeoises viennent d'être sélectionnés pour le prestigieux Festival du film de Toronto, le Tiff, qui dure du 7 au 17 septembre. À côté du film d'animation *The Breadwinner* (Studio 352) et de *Mary Shelley* de Haifaa Al Mansour (Bac Cinema / David Grumbach), on relèvera surtout que le très attendu *Gutland* de Govinda van Maele (Les Films Fauves / Gilles Chaniel) sera présenté dans la programmation *Life Experiences* (*tiff.net*). jh



Danse



Ouverture de saison au Grund

La Braderie n'est même pas encore passée, que déjà le Neimënster ouvre la saison de danse. Du jeudi 31 août au dimanche 3 septembre aura lieu la deuxième édition du festival biennal *Aerowaves*, coorganisée avec le Trois CL. *Aerowaves* est aussi un réseau européen de promotion de chorégraphes émergents, parmi lesquels les programmeurs luxembourgeois Ainhoa Achutegui et Bernard Baumgarten ont pu choisir ceux des spectacles qui leur convenaient le mieux. Il y en aura neuf en tout, sur trois soirées (voir *d'Land* 29/17). La Luxembourgeoise Jill Crovisier y présentera sa dernière création, *The Hidden Garden* (photo), et donnera un *workshop* de danse contemporaine vendredi 1^{er} septembre (*neimenster.lu*). jh

Danser (sur) les rails

Dans la famille Independent Little Lies, j'appelle... la danse. Angélique Arnould, membre d'ILL, et Inna Vitola travaillent depuis la mi-août en résidence au Kulturschapp à Walferdange à la création d'une chorégraphie en rapport avec le lieu, qui longe les rails. Demain, samedi 26 août (à 20 heures), elles y montreront le résultat sous le titre *Résidanse*. jh

Concours

Osez Joséphine

Linda Bonvini et son armée de jeunes professionnelles diplômées en pédagogie du théâtre, en mise en scène ou en jeu, qui dirigent désormais l'ensemble ILL regorgent d'idées pour démocratiser l'accès au théâtre. À la rentrée, elles (il n'y a qu'un seul homme) lanceront la *Biergerbühn*, en collaboration avec la Kulturfabrik : des ateliers de théâtre s'adressant aux six à 19 ans (*biergerbuehn.lu*). jh

Lancelin met le paquet

Le 18 septembre sera lancée la deuxième édition du Leap, *Luxembourg encouragement for artists prize*, organisé par les Rotondes et financé par le cabinet d'avocats Allen & Overy à rythme biennal, qui est doté de 12 500 euros. Cette concurrence d'un prix semi-institutionnel a visiblement encouragé le galeriste Hervé Lancelin à doubler cette somme pour la dotation de son prix à lui, le *Luxembourg art prize*, dont les douze finalistes exposeront à partir du 23 septembre rue Michel Rodange à Luxembourg. Parmi eux, une seule Luxembourgeoise, à savoir Sali Muller (photo : un de ses miroirs aveugles récemment exposés à l'Ikoba à Eupen, TPC). jh

Festival

Mehr Licht !

Depuis la catastrophe nucléaire de Fukushima en 2011, l'auteure autrichienne Elfriede Jelinek travaillait encore et encore sur un texte tournant autour du sujet de l'énergie atomique et de ses dangers, mais aussi, plus largement, des politiques climatiques. Une dernière partie du texte a été écrite après l'annonce de Donald Trump que les États-Unis allaient résilier leur participation à l'accord de Paris. Ce texte est devenu le libretto d'un nouvel opéra intitulé *Kein Licht* (2011/2012/2017), qui sera créé ce soir, vendredi 25 août dans le cadre de la Ruhrtriennale à Duisburg (voir aussi ci-dessus). Si on vous en parle ici et maintenant, c'est que l'ensemble luxembourgeois de musique contemporaine United Instruments of Lucilin (photo : Emil Hengen) participera à cette création, sur une composition originale de Philippe Manoury, dans une mise en scène de Nicolas Stemmann et aux côtés des solistes Sarah Sun, Olivia Vermeulen, Christina Daletska ou Lionel Peintre et des acteurs Caroline Peters et Niels Bormann (chœur : Croatian National Theater Zagreb). L'opéra raconte l'impossible rapprochement de particules élémentaires et est une coproduction internationale à laquelle participent aussi les Théâtres de la Ville de Luxembourg. *Kein Licht* y sera montré les 22 et 23 novembre prochains (*theatres.lu*). jh



Artisanat



La magie du geste

Si l'actuelle exposition dédiée à la mode et au bijou, de la série *Intro* organisée par le ministère de la Culture au Konsensehaus beim Engel (voir page 20) ressemble à un classique marché de l'artisanat, certains créateurs profitant banalement de l'occasion pour vendre, on retiendra plus particulièrement le travail de Birgit Thalau, qui expose dans la petite cave du deuxième sous-sol. La créatrice, dont on avait repéré le travail humble et poétique lors de l'une ou l'autre exposition organisées jadis par le collectif IUEOA dans des maisons désaffectées, a un sacré respect pour le geste créatif, son caractère unique correspondant à l'individu qui l'exécute. À l'opposé du clinquant qu'affectionnent certains de ses pairs, elle travaille avec des matériaux pauvres, souvent de récupération. Comme ces clés de la série *Puzzled keys* (photo : TPC), qui sont un hommage à l'industrie sidérurgique, dont elle a reproduit le mode de production sériel. Ce dimanche, 27 août, on pourra rencontrer Birgit Thalau avec ses collègues lors du finissage de l'exposition au Engel (à partir de 15 heures). jh

Kino

Kafkaeskes Russland

Anina Valle Thiele

Sergei Loznitsas Filmsprache ist sonderbar surreal. Seine Einstellungen ruhen lange auf den markanten Gesichtern, fast so, als wolle er schon durch sie Lebensgeschichten erzählen. Sein Film *Krotkoya*, untertitelt als *Une femme douce*, der bei den Filmfestspielen in Cannes dieses Jahr um die Goldene Palme ins Rennen ging, beeindruckt nicht zuletzt durch die für ihn typische Vermischung von Genres. Nach *My joy* (2010) und *In the fog* (2012) trägt auch sein Drama *Une femme douce* Züge eines Dokumentarfilms, in dem Realismus und Fiktion miteinander verschwimmen. Loznitsas Figuren erinnern an die Geschichten Gogols, es sind archetypische, verkommene Gestalten, von denen sich allein seine Filmheldin absetzt.

Sergei Loznitsas Figuren erinnern an die Geschichten Gogols, es sind archetypische, verkommene Gestalten, von denen sich allein seine Filmheldin absetzt



Loznitsa liefert eine Parabel auf die russische Gesellschaft, in der Korruption, Gewalt und Behördenwillkür zum Alltag gehören

Von Anfang an ist die Kamera auf die namenlose Frau (Vasilina Makovtseva) gerichtet, folgt ihren Bewegungen. Man sieht sie zum Postamt gehen, wo sie ein Paket für ihren inhaftierten Mann abholt, das als „unzustellbar“ zurückgesendet wurde, und begleitet sie beklemmt, wie sie sich schließlich gefasst auf den Weg macht zum Gefängnis in einer sibirischen Geisterstadt und an dem unwirtlichen Ort eine Odyssee an Schikanen durchlaufen wird.

Es sind beeindruckende Aufnahmen des russischen Dorflebens, die der aus Belarus stammende Regisseur in *Une femme douce* präsentiert, indem er einen fast folkloristischen Blick auf seine Landsleute wirft. Zum Teil wirkt das, als wäre die Zeit nach dem Sowjetkommunismus stehen geblieben. Seine Figuren saufen, trällern Sowjetlieder und betrügen einander. Inmitten von ihnen irrt die auf den ersten Blick unscheinbar

wirkende Hauptdarstellerin Makovtseva, die durch ihre brillante Mimik – zwischen Scheu, Wut und Verzweiflung – überzeugt. Das Schicksal der namenlosen Frau wird gerade durch ihre Anonymität zur Parabel. So wie ihr ergeht es Unzähligen, scheint die Botschaft Loznitsas zu sein, und dennoch wirkt sie abseits stehend vom Rest, immer etwas entrückt.

Angelehnt an die gleichnamige Geschichte *Die Sanfte* von Fjodor Dostowjeski (1876) und die Filmadaptation von 1969 von Robert Bresson liefert Loznitsa in 143 Minuten eine Parabel auf die russische Gesellschaft, in der Korruption, Gewalt und Behördenwillkür zum Alltag gehören. Wer weswegen im Knast landet, erscheint als Routine. Wo auch immer die verzweifelte Filmheldin hingeht, trifft sie auf Menschen, die sie abweisen oder versuchen werden, sie in die Prostitution zu treiben. Selbst die Bürgerrechtsbewegung, an

die sie sich wendet, nachdem sich alle anderen als korrupte Gauner erwiesen haben, entpuppt sich als machtlos und nur als verlängerter Arm des Staats; die dort arbeitende verwirrte Weltverbesserin palavert viel über das ungerechte System und den Wert ihrer Institution und ist doch nur ein machtloses Rädchen im Getriebe. „Sie sollten sich gut überlegen, ob sie ihre Beschwerde wirklich bei uns einreichen wollen“, rät sie der Bittstellerin beiläufig, während sie sie aus dem chaotischen Büro ihrer NGO begleitet, denn alle Beschwerden würden ohnehin vom Staatsdienst abgefangen.

Am Ende wird es schließlich vollendet kafkaesk. Da sitzen ihre Peiniger in rot-weißen Kostümen wie Clowns in einem Politbüro-ähnlichen Arrangement, angeführt durch den Gefängnisdirektor, und halten Elogen auf die einstige Sowjetunion; ein jeder rechtfertigt sein Tun mit dem Allgemeinwohl und dem Dienst fürs Vaterland und nach jedem Wortbeitrag wird geklatscht, es ertönt eine Fanfare und der sozialistische Diskurs wird ad absurdum geführt. Die grellbunte Bildsprache erinnert an Wes Andersons *The Grand Budapest Hotel*. Wie in einem Kaleidoskop verschwimmen Sequenzen der erlittenen Odyssee voller Schikanen als verzerrte Rückblenden und münden in einer Endlosschleife purer Gewalt.

Une femme douce ist ein turbulentes, erschütterndes Drama und nicht zuletzt eine stichhaltige Systemkritik auf das Russland von heute. Wer das sowjetische Erbe hochhält, sollte sich diesen ernüchternden Blick auf die Narben und ihre Nachwirkungen sparen. Was nach über zwei Stunden bleibt, ist eine Mischung aus Nostalgie und Tristesse.

Cinémasteak

Ballade en famille

Né à New-York in 1939, Peter Bogdanovich fut critique, acteur, puis programmateur pour la section cinéma du Moma, avant de passer à la réalisation à la fin des années 1960 (*Targets*, en 1969, offert à Boris Karloff son dernier rôle au cinéma). Encouragé par les succès publics qu'il rencontre au début des années 1970 (*The last picture show*, 1971 ; *What's up doc ?*, 1972), Bogdanovich fonde, avec William Friedkin et Francis Ford Coppola, la Director's Company, en partenariat avec la Paramount. *Paper moon* (1973), qui révéla les talents précoces de Tatum O'Neal (Addie), est le premier film issu de cette éphémère collaboration.

Adapté de la nouvelle de Joe David Brown (*Addie pray*, 1971), *Paper moon* repose sur un duo attachant : un escroc au grand cœur, Moses Pray (Ryan O'Neil, futur Barry London chez Kubrick), et la petite Addie, âgée de neuf ans, dont il découvre l'existence à l'occasion de l'enterrement de sa mère. Disposant d'une voiture, Moses est chargé de conduire la gamine chez sa tante, qui vit dans le Missouri.

Ainsi débute un long trajet au cours duquel les deux personnages vont apprendre à se connaître, entre farces, attrapes, et arnaques en tout genre. La vie ressemble à un grand jeu, malgré les temps difficiles. Addie va devenir la complice idéale pour faire fructifier les affaires illicites de Moses...

Comme à son habitude, Bogdanovich opte pour un parti pris esthétique résolument anachronique. Si le recours au noir et blanc est en partie justifié par l'histoire, qui se déroule au milieu des années 1930 en période de Grande Dépression, ce choix technique constitue aussi une façon de se démarquer du Nouvel Hollywood et d'affirmer son attachement à la grande tradition du cinéma classique américain des années 1930 et 1940.

Certaines séquences tournées en bord de route font par exemple référence aux *Raisins de la colère* (*The grapes of wrath*, 1939) écrit par Steinbeck et mis en scène par John Ford. Certaines compositions font écho aux photographies d'architecture

Comme à son habitude, Peter Bogdanovich opte dans *Paper moon* pour un parti pris esthétique résolument anachronique. Une manière de se démarquer du Nouvel Hollywood

prises par Walker Evans à la même époque. Le style adopté par le cinéaste doit aussi beaucoup à Orson Welles, dont Bogdanovich est proche et sur lequel il a écrit de nombreux ouvrages. C'est Welles qui lui recommande d'utiliser un filtre rouge pour accentuer les contrastes entre le noir et le blanc. À l'instar de *Citizen Kane* (1941), on trouve dans *Paper moon* un jeu sur la netteté et la profondeur de champ qui favorise l'observation du spectateur. Bogdanovich privilégie comme son mentor les plans-séquences et l'usage d'objectifs grand-angle qui allongent les visages.

Paper moon est une fable initiatique. En même temps qu'elle trouve un père, la jeune Addie fait l'apprentissage de sa féminité. Sa performance lui vaudra, à l'âge de dix ans, l'Oscar de la meilleure actrice pour un second rôle (1974). Une nouvelle star était née. Loïc Millot

Paper moon de Peter Bogdanovich (USA, 1973, 102 minutes) sera projeté le mardi 29 août 2017 à 20h30 à la Cinémathèque de la Ville de Luxembourg, place du Théâtre.

Fotografie

Straßenbebilderung

Boris Loder

Fotografie in Clervaux? Denken die meisten an die *Family of Man*, so gibt es außerhalb des Schlosses eine Vielzahl zeitgenössischer Fotografien zu entdecken. Der 2009 gegründete gemeinnützige Verein Cité de l'image versucht einen Kontrapunkt zur historischen Ausstellung im Schloss zu setzen, der sich der Vermittlung fotografischer Arbeit im öffentlichen Raum verschreibt. Betreut durch die künstlerische Leiterin Annick Meyer und die Pressesprecherin Justine Blau zeigt der Verein das ganze Jahr über an sieben Orten um das Schloss auf wetterresistenten Drucken die Arbeiten internationaler Fotografen. Daneben bietet Cité de l'image eine Künstlerresidenz an, im Zuge derer Yvon Lambert, Christof Weber oder aktuell Andrés Lejona die Region dokumentieren.

Unter dem Titel *Contes d'images* ist die aktuelle Saison der narrativen Dimension der Fotografie gewidmet. Zu Beginn des Rundgangs im Garten des Bra'haus sind auf gläsernen Trägern beidseitig die traumartig inszenierten Bilder der Fotografin Corinne Mercadier angebracht. Die körnigen, verschwommenen Fotografien, gescannte Polaroidaufnahmen, zeigen Menschen in Kleidern, die die Künstlerin selbst angefertigt hat. Ihr atmosphärisches Werk ist kein Abbild der Realität, sondern ein inszenierter Verweis auf Vergänglichkeit. Ort und Inhalt interagieren: Die gezeigten Personen sind in die Natur eingebettet und die Drucke fügen sich gleichsam in den Garten.

Der Fiktion Mercadiers steht im Schlossgarten mit Tamas Dezsos *Notes for an epilogue* eine Reportage märchenhaft anmutender Folklore gegenüber. Ein Junge im Bärenfell, Teppichverkäufer in Tracht, eine karge Zauberlandschaft, die ein von Kupferminen verseuchtes und überschwemmtes Dorf zeigt – Deszo hält das bedrohte traditionelle Landleben Rumäniens sehr ansprechend im Spannungsfeld aus Poesie und Realismus fest.

Auf andere Weise dokumentarisch sind die Fotografien, die entlang des Gartens gegenüber dem

Unter dem Titel *Contes d'images* ist die aktuelle Saison in Clervaux der narrativen Dimension der Fotografie gewidmet

Bra'haus an holzkistenartige Stützen montiert sind. Die Bilder stammen aus dem Metzger Conservatoire C'était où ? C'était quand ?, das sich als Archiv für Familienalben versteht und aus Einsendungen privater Fotografien besteht. So sind in bunter Zusammenstellung Hauskatzen, Winterspaziergänge und Urlaubsorte aus vergangenen Jahrzehnten zu sehen. Auch hier findet ein Wechselspiel mit dem Ort statt: Auf einem Bild aus den 70ern ist eine Familie zu sehen, die freudig vor dem Sherman-Panzer vor dem Schloss posiert.

Entlang der Grand-Rue hängen über parkenden Autos Christian Tagliavinis *Voyages extraordinaires*, technisch perfekt inszenierte Bilder, die von Jules Verne inspirierte Charaktere in aufwändigen Kostümen zeigen.

Die Treppe hinauf findet man am Fels hinter der Kirche Sascha Weidners unbeschwerte Fotografien junger Leute in der Natur. Teenager, die im Kapuzenpulli einen Fluss durchwateten oder kopfüber von einem Ast hängen – die naturromantisch wirkenden Bilder, teils von der örtlichen Vegetation überlagert, zeigen Momente der Jugend. Der 41-jährig verstorbene Weidner betitelte sämtliche Motive mit dem Zusatz „II“, da für ihn der erlebte Moment der Nummer „I“ entsprach. Weidners bemerkenswerte Arbeit verweist somit auf die Vergänglichkeit dieser unbeschwerten Momente und auf die Fragilität des Lebens.

Die Montée de l'Église hinab hängt die Serie *Sacred bird* des Finnen Janne Lehtinens, die den Künstler mit verschiedenen kurios improvisierten Flugapparaten wie Lampions oder Regenschirmen zeigen und humorvoll den ewigen Traum vom Fliegen inszenieren.

Zum Abschluss vermischen sich am Marktplatz wieder Fakt und Fiktion. Eine großformatige Marslandschaft hängt im Efeu des Schlossfelsens, daneben ein Astronautenhelm und Wissenschaftler in weißen Schutzanzügen. Was in Vincent Fourniers erstaunlicher Serie *Space project* wie Science Fiction wirkt, sind real existierende Orte der Weltraumforschung, die der Fotograf besuchte und mit Referenz auf Einflüsse wie Stanley Kubricks *2001* inszenierte.

Resultat des Rundgangs ist ein Einblick in hochwertige und sorgfältig kuratierte fotografische Arbeiten, deren narrativer Charakter breit gefächert ist. Die Darbietung der Bilder auf Einweg-



Sascha Weidners unbeschwerte Fotografien junger Leute in der Natur

Buchkritik

Perspektive Kinderrechte

Ines Kurschat

Es gibt Bücher, die im Selbstverlag erscheinen, die bereiten Unbehagen. Nicht weil sie so schlecht geschrieben sind – um literarische Kriterien geht es weniger – und auch nicht, weil jemand etwas erzählt, das niemand hören will, sondern weil man sich nach der Lektüre fragt: Wieso werden solche Geschichten nicht von anerkannten Verlagshäusern aufgegriffen und unter professionellen Bedingungen publiziert?

Die Hölle im Kinderheim. Auf ewig hinter seelischen Gittern, geschrieben unter dem Pseudonym Renée Wum, ist so ein Buch. Es handelt sich um die Erinnerungen eines Heimkinds, das in den 1950-er Jahren in einem von Nonnen und Priestern geführten „Kinderheim im Osten der Stadt Luxemburg“ aufgewachsen ist und dort, mit anderen Kindern, Grausames durchlebt hat.

Dabei geht es nicht um den Schreibstil, der ist schlicht und nicht sehr sorgfältig. Es wimmelt von Wiederholungen; grobe Ausdrucksweisen und starke Adjektive sollen die raue Heimwirklichkeit beschreiben, wirken aber bisweilen ungelenk bis pathetisch. Und trotzdem lässt einen die Lektüre nicht unberührt: Die Leserin wird auf eine Reise mitgenommen in eine Kindheit, die geprägt war von (elterlicher) Vernachlässigung und Einsamkeit. Und von institutioneller Gewalt in allen ihren Formen: sexuelle Übergriffe, schwerste körperliche (Zwangs-)Arbeit auf den Feldern in der Umgebung und in Steinbrüchen, körperliche Züchtigung und sadistische Inszenierungen beim geringsten Fehlverhalten, was schon eine verständnislose Gegenfrage, wie sie Kinder oft stellen, sein konnte.

Die Namen der Opfer sind erfunden, aber die Erzählungen, versichert der Autor, seien es nicht. Das ist problematisch: Es ist keine fiktive Geschichte, aber der angebliche Augenzeugenbericht kann keine Wirkung als historischer Bericht entfalten, weil weder die Orte noch Namen der Beteiligten genannt sind, noch sonst etwas auf eine historische Recherche hindeutet. Viele der beschriebenen Übergriffe wären aus heutiger Sicht strafrechtlich relevant. Gegen die UN-Kinderrechtskonvention verstoßen sie allemal. In der Form kann das Erlebte und Erinnerte aber nicht als historische Quelle betrachtet werden. Ohne in Frage zu stellen, dass in Luxemburger Heimen Furchtbares geschehen ist: Die persönliche Erinnerungsleistung wird, das zeigen psychologische Studien, von vielen Faktoren beeinflusst und kann Gedächtnisspuren nachträglich verwischen und verfälschen.

Der Protagonist stand offenbar auch in Kontakt mit der 2009 eingerichteten Hotline der katholischen Kirche für Missbrauchsoffer, allerdings hat er dort nicht die Unterstützung gefunden, die er erwartete. Was genau passierte, darüber schweigt das Buch. Leider, denn sonst würde vielleicht deutlicher, warum nach der Veröffentlichung des Abschlussberichts 2010 der Hotline nicht mehr geschehen ist. Wenn es stimmt, dass sich die Kirche und/oder Täter mit Wohnungen und Geld das Schweigen von Opfern erkaufen, wäre das ein weiterer grober Verstoß gegen eine aufrichtige schonungslose Aufarbeitung eines dunklen Kapitels der katholischen Kirche in Luxemburg.

Zeichnung aus dem besprochenen Band



Ein anderes Buch, ebenfalls im Selbstverlag Books on Demand erschienen, könnte helfen, derartige Erinnerungen politisch und sozialhistorisch einzuordnen. Der Schulpsychologe und Kinderrechtler Robert Soisson hat seine Reden und Zeichnungen in vier Bänden in Eigenregie veröffentlicht. Das erste, das *Echternach Syndrom 1* mit dem Schwerpunkt Kinderrechte, ist soeben erschienen. Anhand seiner Einlassungen lässt sich nachvollziehen, welche Anstrengungen es brauchte, um die Öffentlichkeit und die Politik in den 1980-er und 1990-er Jahren für Kinderrechte zu sensibilisieren. Soisson zeichnet anhand seiner Reden, die er auf Konferenzen im In- und Ausland hielt, nach, wie bereits vor 30 Jahren Bestrebungen existierten, eine Ombudsstelle für Kinderrechte einzurichten, wie das Konzept aber mit zunehmender Beteiligung des CSV-Familienministeriums verwässert wurde. Einige mögen im Rückblick Schlüsselmomente der hiesigen Kinderrechtsgeschichte sein, etwa die 1994 in Luxemburg organisierte internationale Tagung zu „Ombudswork for children“ oder die von Schottland erstellte und von der von Soisson gegründeten Fachverbands für Soziale Arbeit, Ances, ergänzten Charta vom Juli 1997 zu den Rechten von Kindern in Institutionen. Damals war bereits die Rede vom Recht auf Privatsphäre, von Beteiligung, vom Recht auf eine kindgerechte Bildung und Integration sowie eine bestmögliche Betreuung. Für Heimkinder wie Dutz, Patrick und Henriette, wie

Zwei Bücher befassen sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit den (ignorierten) Rechten von Kindern

Die Hölle im Kinderheim, Auf ewig hinter seelischen Gittern, Books on Demand, ISBN 978-3-712-7015-4, 231 Seiten, 9,90 Euro

Das Echternach Syndrom 1, Band 1 – Kinderrechte in Luxemburg, Books on Demand, ISBN 978-3-7448-1346-3, 290 Seiten, 9,99 Euro,

Wer den Sektor kennt, weiß das sich inzwischen vieles verbessert hat; so werden Kinderheime von unabhängigen Gutachtern kontrolliert, das geforderte Kinder- und Jugendhilfegesetz ist Realität. Aber längst nicht alles ist gut. Mit der Einrichtung der gefängnisartigen Jugendanstalt in Dreiborn ist zu befürchten, dass Errungenschaften im Jugendschutz sogar zurückgedreht werden. Weil sich Soissons erster Band darauf beschränkt, in erster Linie eigene Beiträge abzdrukken, bleibt dieser weitere Kontext jedoch größtenteils außen vor und eine realistische Einordnung und Bewertung wird für den Leser schwierig, es sei denn, er verfügt über eigenes Wissen zum Thema.

sie in dem Buch von Renée Wum heißen, dürfte das wie das Paradies auf Erden klingen. Wenn die schön formulierten Ansprüche umgesetzt werden.

Die Hölle im Kinderheim, Auf ewig hinter seelischen Gittern, Books on Demand, ISBN 978-3-712-7015-4, 231 Seiten, 9,90 Euro

Das Echternach Syndrom 1, Band 1 – Kinderrechte in Luxemburg, Books on Demand, ISBN 978-3-7448-1346-3, 290 Seiten, 9,99 Euro,

Art contemporain

« Le potentiel narratif du medium »

Sofia Eliza Bouratsis

Sophistication L'artiste américaine Mary Reid Kelley, propose au Mudam une œuvre extravagante : tout d'abord parce qu'elle pourrait être qualifiée à la fois de peintre, actrice, réalisatrice, poète, costumière, scénographe et satire politique. Elle fabrique en effet chaque élément de ses films elle-même et elle les réalise ensuite, à partir de ses dessins et selon une technique d'animation 3D extrêmement raffinée produite en collaboration avec Patrick Kelley. Elle se met alors en scène et dit ses propres textes d'une voix à la sonorité pure et limpide, intemporelle et emplie d'humour savant.

Le langage très élaboré, les jeux de mots subtils mêlant des références diverses et l'ambiance théâtrale classique suscitée par les rimes, confrontés – ou plutôt complémentés – par l'esthétique singulière de l'artiste (un noir et blanc qui évoque simultanément les univers visuels du cubisme, les débuts du cinéma et des cartoons) produisent ainsi un monde extraordinairement curieux et fascinant. L'univers de l'artiste est à la fois très, et presque trop, complexe – il faut écouter plusieurs fois les textes pour saisir les nombreuses références qui s'y cachent ; regarder

L'Américaine Mary Reid Kelley constate que « nous créons et dépendons encore des mythes originaires ». Le Mudam montre une sélection de ses œuvres récentes

longuement les images pour desceller une partie seulement des strates de signification multiples qu'elles contiennent et, ensuite, se détacher de cette attitude purement intellectuelle pour comprendre l'œuvre et ce qu'elle veut dire. Mais, et c'est là précisément que se situe la force de l'œuvre artistique en question : l'immersion esthétique dans son ailleurs singulier est immédiate.

Archétypes et clichés *Female is a living monument*, une peinture sur *light-box*, donne le sujet principal : il s'agit de dénoncer, critiquer et mettre en lumière l'absence des femmes des discours dominants de l'histoire.

Mary Reid Kelley construit son récit critique en passant par un travail sur la corporéité – qui donne de manière humoristique la parole aux différents organes corporels –, et en évoquant les préjugés qui caractérisent les Lumières, la bestialité et l'hystérie de la Première Guerre mondiale sur laquelle Reid Kelley a consacré une recherche approfondie, ou les symboles qui traversent l'histoire de l'art dès ses débuts mythologiques grecs.

Vanité et gaspillage Dans l'œuvre majeure de l'exposition, *The syphilis of Sisyphus* (vidéo de onze minutes), Sisyphé, le caractère principal joué par l'artiste, est une prostituée parisienne du XIX^e siècle. Assise devant son boudoir, la femme au visage peint en blanc et aux yeux globuleux noirs parodie l'idéalisme du modernisme, notamment la pensée de Baudelaire – mort de la syphilis. L'environnement artificiel créé en 3D, le medium donc, renforce le discours de l'œuvre puisque cette femme à la fois burlesque et cynique « promeut » à travers son monologue la beauté et l'artifice. Le dénigrement du monde naturel qui caractérise son discours est alors augmenté par l'artificialité de l'image dans laquelle on voit pourtant et paradoxalement le corps de l'artiste en chair et en os. Dans le discours de cette femme aux yeux qui ressemblent à des balles de pingpong noires, discours centré sur les apparences, l'on entend alors, de manière sous-jacente une critique des promesses non tenues du progrès (beauté) et de la culture du monde de l'art qui continue encore aujourd'hui à mettre les femmes dans une position subalterne. L'évocation directe au mythe de Sisyphé, le châtiment ultime que constitue la condamnation éter-

nelle au travail vain et inutile, devient alors une métaphore ouverte à l'interprétation de chacun.

Un autre monde ? L'artiste constate ainsi que « nous créons et dépendons encore des mythes originaires ». Et peut-être dépendons-nous également des fonctions originaires de l'art selon lesquelles cette œuvre complexe produirait alors une catharsis. « Catharsis désigne un aspect de l'expérience esthétique fondamentale : dans et par la perception de l'œuvre d'art, l'homme peut être dégagé des liens qui l'enchaînent aux intérêts de la vie pratique et disposé par l'identification esthétique à assumer des normes de comportement social ; il peut aussi recouvrer sa liberté de jugement esthétique » (Hans Robert Jauss, *Petite apologie de l'expérience esthétique*). Et il peut aussi attendre alors une certaine liberté pour d'autres expériences – qu'elles soient réflexives, imageantes ou tout simplement poétiques, c'est-à-dire créatrices d'autres mondes.

L'exposition de Mary Reid Kelley dure jusqu'au 10 septembre au Mudam ; www.mudam.lu.



Mary Reid Kelley se met toujours en scène elle-même dans ses vidéos ; ici : *The Syphilis of Sisyphus*, 2011 (deux premières photos) ; *This is Offal*, 2016 (donation de Baloise Group à la collection du Mudam)



Avec *First gaze*, l'artiste présente le rituel matinal du réveil

Visites d’atelier (4)

Robert Frankle : l’intime, le lieu et l’histoire

Sofia Eliza Bouratsis

Curiosité de départ. Il est possible en découvrant l’œuvre d’un artiste de se surprendre à essayer d’imaginer sa vie (son atelier) ; autrement-dit de vouloir comprendre le processus poétique – le comment de la création – de son œuvre. Notamment quand le champ dans lequel se déploie l’œuvre de l’artiste en question est celui de l’intime – le sceau du secret personnel. Question première : Faut-il connaître les secrets de la création artistique afin de mieux pouvoir la comprendre et l’apprécier ? Et, paradoxe, l’art de l’intime expose ce qui révèle du caché et, tout en dévoilant, il produit une opacité nouvelle – celle-là même qui permet la révélation.

Histoire. Robert Frankle habite une petite ruelle dans le Grund depuis plus de vingt ans. Sur le chemin pour y arriver, la Ville de Luxembourg apparaît déjà à travers les yeux de l’artiste d’origine californienne : un Nord-Américain va en effet immédiatement apprécier la profondeur de l’histoire européenne, la beauté du passage du temps – les traces, dont l’absence est flagrante de l’autre côté de l’Atlantique. Chez Robert Frankle, la passion de l’histoire se traduit également en fascination et courage de se confronter au poids de l’histoire de l’art : il partage ainsi sa vie entre le Luxembourg et Venise. Notre rencontre a lieu au Luxembourg. L’appartement donne sur une pièce ample et très lumineuse, presque tout y est blanc, sauf la grande bibliothèque qui occupe un mur entier et qui est peuplée – en doubles rangées – de livres. L’atelier de l’artiste, ce sont d’abord ses livres. Au fur et à mesure de notre discussion ils s’empilent sur la table basse. Références et inspirations : de Jean-Paul Sartre à l’anthropologie culturelle d’Edward T. Hall, à l’histoire internationale de la littérature, plutôt humaniste ; et aux catalogues d’expositions. Notamment celui de la *Documenta IX* (1992) qui, la découvrant en passant à Kassel par hasard, déclencha chez Robert Frankle la nécessité – et la décision – de devenir artiste. Nous parlons d’*Anthro / Socio* (1991) l’œuvre de Bruce Nauman qui précisément suscita cette décision de vie. Il évoque Jan Hoet, directeur artistique de cette *Documenta* marquante dans l’histoire de l’art : « Il l’a construite autour de l’œuvre de Nauman : basée sur le corps et parce qu’il nous apprend à traiter du désespoir, comment le traverser, tout en trouvant une compensation pour le nihilisme’ ».

Autofiction. Le néologisme créé par l’écrivain et critique littéraire Serge Doubrovsky en 1977, met en exergue le lien ambigu entre les notions de « soi-même » et de fiction. Il est, sans qu’il ne soit évoqué, le fil conducteur de notre échange avec l’artiste. Dans son travail, c’est le plus intérieur de la vie personnelle qui devient en effet l’objet de l’exhibition par le truchement de l’acte artistique qui brouille les limites. Robert Frankle puise dans ce grand perturbateur du réel qu’est l’intime pour

Le narcissisme, le soi-même de l’artiste, cohabite immédiatement avec l’intimité du spectateur et l’impression de partager une émotion authentique commune prend alors toute son ampleur

créer son œuvre qui s’exprime ensuite à travers une mise en scène extrêmement maîtrisée de cette invention artistique au sein même du quotidien. Nous avons notamment pu le découvrir à Dudelange lors de son exposition *Divieto di Abbandono _ L’abbandono e il deposito incontrollati di rifiuti sul suolo e nel suolo sono vietati*¹. Cette phrase qui sillonne Venise – et concerne l’interdiction de jeter des déchets en des endroits précis –, lue par l’artiste de manière métaphorique, l’incite à refuser l’abandon et à exprimer le refus d’être – considéré comme – un refusé. Cette exposition, liée de manière intrinsèque au fait que l’artiste a été abandonné à sa naissance par ses parents biologiques alors adolescents et adopté, apparaît aujourd’hui comme l’étape cathartique lui ayant permis d’épuiser la douleur en la transfigurant, afin de trouver l’apaisement ; et, surtout, afin de continuer à évoquer les enjeux de la réversibilité du couple révélation/dissimulation de l’histoire – quelle soit personnelle, histoire de l’art ou histoire d’une ville.

« **Artiste à la première personne** »². Intimité ordinaire d’abord – le rituel matinal du réveil que l’artiste présente avec *First gaze*, projet pour la réalisation duquel il a installé son trépid pendant deux mois dans sa salle de bains, son atelier des premiers moments de la journée. Il capture ainsi trois autoportraits spontanés chaque matin, juste avant de se laver le visage, juste avant son réveil : « Je voulais montrer mon vrai visage, une réalité vraie, un moment presque tabou. La théâtralité est apparue après, elle m’a surpris ». Réaction à la fois humble et audacieuse à toute l’histoire de l’autoportrait dans l’art, ce travail cristallise ce dont Robert Frankle parle : le vrai qui par le truchement de l’acte artistique devient œuvre, fait et fiction à la fois, la création d’une archive de la vie quotidienne, non pas à des fins archéologiques mais comme matière pour l’œuvre à venir. Et ce

regard, parfois plongé dans le passage du sommeil à l’éveil, parfois décidé, parfois indifférent par rapport à sa propre image, ce premier regard de chaque journée, ne peut que toucher toute personne qui y est confrontée et susciter la question de savoir sur quoi ouvrir ses yeux, chaque matin. Ici intervient l’efficacité de l’expression visuelle du récit artistique : le narcissisme, le soi-même de l’artiste, cohabite immédiatement avec l’intimité de l’autre (le spectateur) et l’impression de partager une émotion authentique commune prend alors toute son ampleur. Et Robert Frankle déclare de rire dès que les questions deviennent trop intimes : car l’intime c’est aussi l’indicible.

Intimité du lieu. Une œuvre est autobiographique lorsqu’il y a unité entre auteur, narrateur et personnage. Or, le travail de l’artiste puise dans la sensation d’intimité pour s’ouvrir au monde : le personnage de ses œuvres est de plus en plus souvent la ville. En évoquant la recherche réalisée lors de sa résidence de trois mois à Manchester en 2014-2015, il explique qu’il commença à arpenter les rues qu’il découvrirait pour la première fois afin de créer un lien avec la ville. Il décida aussi de partager de manière périodique une photographie sur Facebook : une image et une légende par jour. C’est ainsi que Manchester devint son atelier et l’interface virtuelle son musée. Se rapprochant des problématiques contemporaines suscitées par le rôle joué par les réseaux sociaux, l’artiste crée ainsi un projet artistique en-ligne. Or, ici, il ne s’intéresse pas à la présentation de soi dans la société et la palette du quotidien à laquelle les réseaux sociaux ouvrent, ou ferment, les mises en scène des acteurs sociaux ; il explore au contraire – et en les remettant en question – les possibilités d’appropriation d’un lieu en le capturant et en le « partageant » ensuite. C’est pourtant à travers ces cheminements dans la ville qu’il y découvrit un lien entre le nord de l’Europe et la Cité des Doges : les canaux, le port, l’histoire, encore. Un lieu très précis est alors choisi : le croisement entre trois canaux (près des vestiges de l’ancienne cité romaine) qui lui rappelle sa Venise intime et qui devient le lieu où il créa une œuvre vidéo. Deux touristes voyageant sur un bateau – et non sur une gondole. Les trois canaux qui autrefois étaient le cœur du commerce de la ville sont aujourd’hui abandonnés : « La puissance de l’histoire est là, mais aujourd’hui c’est un lieu mort », dit-il en souriant. Les photographies postées sur Internet, les mots choisis pour les décrire, le processus de la marche dans la ville sont, comme il l’explique, son « vocabulaire artistique ».

La vie des détails, la vie des villes. Des livres viennent encore s’ajouter sur la pile existante sur la table. Des histoires de Venise, de Paris, des histoires de villes mythiques, mais aussi Milan Kundera, Octavio Paz, Julio Cortazar... Robert Frankle travaille aujourd’hui sur Venise. Une Venise

telle que décrite par un touriste ordinaire : Jean-Paul Sartre. Une Venise aussi, vue par les frères Lumière, qui y réalisèrent le premier travelling de l’histoire du cinéma. Il trouva immédiatement le lieu de cet évènement historique et remarque en riant : les fréquences du Vaporetto ont maintenant changé, il est donc impossible de filmer exactement la même image, juste pour cette raison.

Le travail de Robert Frankle sur la vie quotidienne, et sa manière de le décrire à travers les livres qu’il pose sur la table rappellent la philosophie du comédien selon Georg Simmel : d’un côté les différences entre l’univers de la fiction et la réalité sociale ; et de l’autre l’approfondissement de la signification de cette « forme sociale » qu’est le comédien contemporain, du point de vue

d’une esthétique sociologique. Le style de l’artiste, l’élément déterminant, l’incarnation de ce qu’est sa pratique artistique est ici celui du dévoilement maîtrisé du détail – ordinaire ou historique – ou, plutôt, d’une partie de son mystère. En écoutant Robert Frankle parler, on pense à cette belle phrase de Robert Filliou qui disait avec humour que « l’art est un moyen de rendre la vie plus intéressante que l’art ».

¹ Centre d’art Nei Licht, Ville de Dudelange (24 septembre-27 octobre 2016), commissaire de l’exposition Danielle Igniti.

² Alfred Pacquement, « Préface », dans *Sophie Calle, m’as-tu vue*, catalogue d’exposition du Centre Georges-Pompidou, 19 novembre 2003-15 mars 2004, Paris, Éditions du centre Georges-Pompidou/Xavier Barral, p. 15.

Luxemburgisia

Lyrischer Norden

Unter dem Titel *Nördlich der Ferne* ist bei Francis Van Maelles Redfoxpress das Produkt einer künstlerischen Begegnung zwischen dem Lyriker Guy Helminger und dem Maler Robert Brandy erschienen. Helminger, der in den letzten Jahren auch als Autor von Reiseberichten aufgetreten ist, hat dafür dreizehn Gedichte ausgewählt, die sich mit der Thematik des Weges und der Ferne befassen. Seine Texte gehen oft von konkreten Naturerlebnissen und Sinneseindrücken aus („Er sah zu wie das Feld sich ins Licht drehte“; „Ein erkälteter Morgen schleppte sich über den Holzsteg in/ Harlingen“), die sich mit Hilfe geschickter Wendungen in Metaphern für Aufbruch und Wanderschaft verwandeln können. Das morgendliche Vogelgezwitscher erinnert an kreischende Türscharnieren und die Dielen knarzen wie ein Countdown in eine ruhige Stunde hinein. Die Landschaft, die Helminger in den Gedichten dieses Bandes umreißt, zeigt dem Leser einen vertrauten Anblick: Es sind die Bäume und Felder einer vertrauten Umgebung, die Eifel, Berge im Schnee, ein Hafen an der Nordsee.

Der lyrische Betrachter (er sagt nicht immer „ich“) geht durch diese Landschaften wie ein Reisender, der aus der Ferne einen gewissen Habitus der Naturerfahrung mitgebracht hat, ein unverbrauchtes Sehen. Die Distanz zum Objekt, derer es zu solchem Sehen bedarf, äußert sich gelegentlich als Ironie oder lässt den Kontrast zwischen Natur und den Annehmlichkeiten des urbanen Lebens aufscheinen. So werden Supermärkte vor Parkbänke gesetzt, so verschlucken die schneebedeckten Berge „das Pfeifen der toten/ Bergsteiger aus den Gletscherspalten“. Die städtische Arbeitswelt und ein nebliger Herbsttag fließen unversehens ineinander.

Die nachträglich entstandenen Drucke Robert Brandys gehen eine stimmige Symbiose mit Helmingers Texten ein. Kräftige Striche und irdene Farben lassen Räume entstehen, in denen eine dünne rote Linie zum Widerhall von Helmingers Sinn für feine Details werden kann, an denen die Gedanken hängen bleiben.

Den unter aufwändiger Handarbeit entstandenen, nummerierten und signierten Band dürfen sechzig Liebhaber zum Preis von 195 Euro erwerben. **Elise Schmit**

Fonds du Logement

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 11.10.2017
Heure : 10.00 heures

Description succincte du marché :
Soumission 2179 Immeuble résidentiel
23 logements « Bei der Poirt »,
rue de Luxembourg à Grevenmacher –
Gros œuvre

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Le cahier spécial des charges peut être retiré via le portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour... » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant la date et heure fixées pour l'ouverture.

La version intégrale de l'avis n° 1701253 peut être consultée sur *www.marches-publics.lu*

École supérieure du travail

Cours de fin de semaine

Les cours de fin de semaine 2017 reprendront auprès de l'École supérieure du travail à Esch/Belval **en septembre 2017**.

Matières traitées :

« De sozialen Impakt vun der Digitalisatioun »
le 23 septembre 2017

« Fir e méi sozialt Europa »
le 7 octobre 2017

«L'influence des nouvelles énergies sur le monde du travail»
le 21 octobre 2017

« Datesécherheet, Risiken & Grenzen vun Internet a sozial Netzwierker »
le 17 novembre 2017

« Ouni Stress top op der Aarbecht »
le 25 novembre 2017

« Steiererklärung fir Privatleit »
le 9 décembre 2017

Les cours gratuits sont tenus en langue luxembourgeoise/française.

Le programme détaillé et la fiche d'inscription peuvent être retirés auprès de l'EST, 1, Porte de France, Esch/Belval ou téléchargés sur *www.est.public.lu*.

téléphone : 247-86202
téléfax : 247-86131
e-mail : estinfo@est.etat.lu

Fonds du Logement

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 13.10.2017
Heure : 10.00 heures

Description succincte du marché :
Soumission 2179 Immeuble résidentiel
23 Logements « Bei der Poirt »,

rue de Luxembourg à Grevenmacher –
Travaux de façade/crêpis

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Le cahier spécial des charges peut être retiré via le portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour... » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant la date et heure fixées pour l'ouverture.

La version intégrale de l'avis n° 1701256 peut être consultée sur *www.marches-publics.lu*

Fonds du Logement

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 11.10.2017
Heure : 11.00 heures

Description succincte du marché :
Soumission 2179 Immeuble résidentiel
23 Logements « Bei der Poirt »,
rue de Luxembourg à Grevenmacher –
Travaux de menuiserie extérieure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Le cahier spécial des charges peut être retiré via le portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour... » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant la date et heure fixées pour l'ouverture.

La version intégrale de l'avis n° 1701259 peut être consultée sur *www.marches-publics.lu*

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : ouverte
Type de marché : Travaux

Ouverture le 14.09.2017 à 10.00 heures

Lieu d'ouverture :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Intitulé :
Travaux de conduite, surveillance et maintenance avec garantie totale des installations de production d'énergie fonctionnant aux copeaux de bois à exécuter dans l'intérêt du Lycée à Junglinster

Description :
Le début du contrat est prévu le 1^{er} janvier 2018 et la durée du contrat est de 10 ans.

Conditions d'obtention du dossier de soumission :

Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (*www.pmp.lu*). Il ne sera procédé à aucun envoi de bordereau. La remise électronique est autorisée.

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour les travaux de conduite, surveillance et maintenance avec garantie totale des installations de production d'énergie fonctionnant aux copeaux de bois à exécuter dans l'intérêt du Lycée à Junglinster » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission.

Informations complémentaires :
Date de publication de l'avis 1701239 sur *www.marches-publics.lu* :
21.08.2017

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 04.10.2017
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de gros-œuvre à exécuter dans l'intérêt de l'assainissement énergétique et de la mise en conformité des halls de sports du Lycée de garçons à Luxembourg

Description succincte du marché :
Démolition et mise à la décharge du revêtement de sol, démolition de chapes, socles en béton préfabriqués et isolation thermique sur murs enterrés.

Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires. La durée prévisible du marché est de 110 jours ouvrables à débuter au courant du 1^{er} trimestre 2018.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (*www.pmp.lu*). Il ne sera procédé à aucun envoi de bordereau. La remise électronique est autorisée.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :

Conditions de participation :
Réception des offres : Les offres portant l'inscription « Soumission pour les travaux de gros-œuvre dans l'intérêt de l'assainissement énergétique et de la mise en conformité des halls de sports du Lycée de garçons à Luxembourg » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'UE. :
21.08.2017

La version intégrale de l'avis n° 1701261 peut être consultée sur *www.marches-publics.lu*

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 02.10.2017
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux d'enduits intérieurs à exécuter dans l'intérêt des ateliers de la Ligue HMC à Capellen

Description succincte du marché :
– Travaux d'enduit plâtre : env. 2 150 m²
– Travaux d'enduit chaux-ciment : env. 4 770 m²
– Travaux d'enduit d'assainissement de maçonneries humides : env. 120 m²
– Travaux d'isolation intérieure : env. 90 m²
– Travaux complémentaires

Durée des travaux : 80 jours ouvrables pour la phase 1 et 60 jours ouvrables pour la phase 2
Début prévisionnel des travaux : au courant du 1^{er} trimestre 2018

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (*www.pmp.lu*). La remise électronique est autorisée pour cette soumission.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Réception des offres : Les offres portant l'inscription « Soumission pour les travaux d'enduits intérieurs à exécuter dans l'intérêt de la Ligue HMC à Capellen » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'UE :
21.08.2017

La version intégrale de l'avis n° 1701244 peut être consultée sur *www.marches-publics.lu*

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :

Date : 03.10.2017
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics,
10, rue du Saint-Esprit,
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de chapes à exécuter dans l'intérêt des ateliers de la Ligue HMC à Capellen.

Description succincte du marché :
– travaux des chapes de ciment sous revêtements de sol : env. 2 440 m2
– travaux des chapes industrielles : env. 1 910 m2
– travaux des chapes pour sols décoratifs : env. 620 m2
– travaux des chapes en asphalte coulé : env. 215 m2
– travaux complémentaires

Durée des travaux : 120 jours ouvrables pour la phase 1 et 60 jours ouvrables pour la phase 2

Début prévisionnel des travaux : Au courant du 1^{er} trimestre 2018

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

La remise électronique est autorisée pour cette soumission.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :

Avis
Élections communales du 08 octobre 2017
Ville d'Esch-sur-Alzette
Présentation des listes des candidats (19 conseillers communaux à élire) :
La Présidente du Bureau électoral principal de la Ville d'Esch-sur-Alzette recevra les présentations des listes des candidats et les désignations des témoins, en son bureau, au bâtiment de la Justice de Paix à Esch-sur-Alzette, 1^{er} étage, salle n°3, les mercredi 06 septembre, jeudi 07 septembre et vendredi 08 septembre 2017, chaque fois de 15.00 heures à 18.00 heures. Le dernier délai utile pour faire les présentations est le vendredi 08 septembre 2017, de 17.00 à 18.00 heures. Passé ce délai, aucune présentation de candidats ne sera plus recevable.
Aux fins de la présentation des listes des candidats, des formulaires imprimés sont mis à disposition des intéressés. Les formulaires peuvent être retirés au guichet de la Justice de Paix à Esch-sur-Alzette, place Norbert Metz, au rez-de-chaussée de 9.00 heures à 11.00 heures et de 15.00 heures à 17.00 heures, soit être transmis sous forme électronique (format pdf).
Prière de téléphoner au 530 529-317 ou -313 pour obtenir le formulaire au format pdf.
Esch-sur-Alzette, le 19 août 2017 Juge de Paix Directrice Présidente du Bureau électoral principal Eliane Zimmer
Instructions au sujet des candidatures :
- Les listes sont constituées pour chaque commune par des groupements de candidats qui, par une déclaration signée par eux, acceptent conjointement la candidature dans cette commune, et sont présentées conjointement soit par cinquante électeurs inscrits dans la commune, soit par un conseiller communal, sortant ou en fonction. - Chaque liste doit être déposée par un mandataire désigné par et parmi les présents de la liste et qui remplit tous les autres devoirs qui lui sont imposés par la présente loi. En cas de présentation par un conseiller communal, le mandataire est choisi par les candidats de la liste, parmi ces candidats et le conseiller communal sortant ou en fonction qui la présente. - La liste indique les nom, prénoms, profession, domicile et nationalité des candidats ainsi que des électeurs ou du conseiller communal, sortant ou en fonction qui la présentent. Ne peuvent pas se porter candidats et pourront retirer leur candidature ceux qui ne sont pas éligibles d'après les articles 192 et 193 de la loi électorale du 18 février 2003 telle qu'elle a été modifiée. - Une liste ne peut comprendre un nombre de candidats supérieur à celui des conseillers communaux à élire dans la commune (19 conseillers communaux). - Une liste ne peut être majoritairement composée de candidats ne possédant pas la nationalité luxembourgeoise. - Nul ne peut figurer, ni comme candidat ni comme présentant dans plus d'une liste d'une même commune. - Toute candidature isolée est considérée comme formant une liste à elle seule. - Chaque liste doit porter une dénomination et dans le cas où des listes différentes portent des dénominations identiques, les mandataires sont invités à établir les distinctions nécessaires, à défaut de quoi, et avant l'expiration du délai imparti pour les déclarations de candidature, ces listes sont désignées par une lettre d'ordre par le président du bureau principal. - Lors de la présentation des candidats, le mandataire de la liste peut indiquer, pour assister aux opérations de vote, un témoin et un témoin suppléant au plus pour chacun des bureaux de vote, choisis parmi les électeurs de la commune (36 bureaux de vote). - Ni les candidats, ni leurs conjoints, parents ou alliés jusqu'au deuxième degré inclusivement, ni les titulaires d'un mandat électif national, européen ou communal, ne peuvent siéger comme témoin d'un bureau électoral. - Les mandataires chargés du dépôt des listes sont invités, afin de simplifier les vérifications imposées par la loi, de joindre, tant pour les candidats que pour les présents, ainsi que pour les témoins et les témoins suppléants, des certificats d'inscription soit sur la liste des électeurs luxembourgeois mentionnée à l'article 7, alinéa (1), point 1., de la loi électorale du 18 février 2003 telle qu'elle a été modifiée, soit sur la liste des ressortissants étrangers admis aux élections communales mentionnée à l'article 7, alinéa (1), point 2., de la même loi, à délivrer par le Bourgmestre de la Ville d'Esch-sur-Alzette. En ce qui concerne les candidats le certificat devra mentionner qu'ils y sont inscrits depuis six mois au moins le jour du dépôt de la liste de candidats.
Le ressortissant étranger doit produire à l'appui de sa candidature :
<i>1^o une déclaration le portant candidat précisant :</i>
a) sa nationalité et son adresse au Grand-Duché de Luxembourg; - b)qu'il n'est pas déchu du droit d'éligibilité dans son État d'origine ou, le cas échéant, que la perte du droit d'éligibilité est due aux conditions de résidence imposées par l'État d'origine.
En cas de doute sur le contenu de la déclaration visée sous b) ci-dessus, le président du bureau de vote principal avant le vote ou la juridiction saisie d'un recours après le vote peuvent demander une attestation des autorités administratives compétentes de l'État membre d'origine certifiant que le candidat n'est pas déchu du droit d'éligibilité dans cet État ou que les autorités ne sont pas au courant d'une telle déchéance.
<i>2^o un document d'identité en cours de validité ;</i>
<i>3^o un certificat documentant la durée de résidence au Grand-Duché de Luxembourg (cinq années au moins au moment du dépôt de la candidature).</i>

Réception des offres :

Les offres portant l'inscription « Soumission pour les travaux de chapes à exécuter dans l'intérêt des ateliers de la Ligue HMC à Capellen. » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'UE :
21.08.2017

La version intégrale de l'avis no 1701246 peut être consultée sur *www.marches-publics.lu*

Theatersaison 2017-18

Komödie, Kanon, Kreationen

Claude Reiles

Für die kommende Spielsaison im Escher Theater lohnt sich ein Blick ins Programmheft. Die Konzeption der Saison erlaubt eine Aufteilung dieser Präsentation in drei Bereiche: französische Gegenwartskomödien, hauseigene Kreationen und etablierte Klassiker.

Insbesondere mit der Pariser Theatergruppe Les Lucioles arbeitet das Haus einmal mehr eng zusammen. In *Au revoir... et merci* von Bruno Druart und Patrick Angonin (Oktober) entscheidet Victor am Grab eines Freundes Hals über Kopf, sein Leben umzukrempeln, und nutzt die Gelegenheit, seinen Verwandten so manche Wahrheiten um die Ohren zu hauen. Im November muss Juliette feststellen, dass ihr Lebenspartner in Wahrheit Familienvater ist. Die anstehenden Auszugsarbeiten bieten einen Nährboden sowohl für Situationskomik als auch für eine neue Romanze. Julien Antonins *Gentlemen déménageurs* inszeniert Jean-Philippe Azema mit Patrice Laffont und Loïse de Jadaut in den Hauptrollen. Mit *Veuve à tout prix* von Franck Kenny und Maxime Lepelletier verabschieden sich die Lucioles im Januar von der Escher Bühne. In dieser Regiearbeit von Alain Cerrer drängt der ehemalige Popstar Muriel darauf, gemeinsam mit ihrem finanziell in Not geratenen Gatten die Lebensversicherung zu kassieren, indem der Tod des Mannes vorgetäuscht wird. Mit Pierre Dacs *Le Schmilblick* und Marilyne Bals *Tous nos vœux de bonheur !* im Januar sei der Komödienschwerpunkt abgerundet.

Auf dem Gebiet der Kreationen springen prominente Titel ins Auge: Germain Wagner mimt im Oktober in der Kollektiv-Regiearbeit *Ein Bericht für eine Akademie* Franz Kafkas berühmten Affen Rotpeter, der im Versuch, der Zoofangenschaft zu entinnen, indem er sich möglichst menschliche Eigenschaften aneignet, in seinem Bericht vor allem den Menschen einen Spiegel vor die Nase hält. Vor Charles Mullers Dauerbrenner *Anne Frank: Das Tagebuch* mit Fabienne Elaine Hollwege in der Hauptrolle (Oktober) beschäftigt sich der Intendant des Hauses elf Jahre nach seinem Erfolg in französischer Sprache nunmehr mit Ingmar Bergmans *Sze-*

Eine Auswahl aus dem prall gefüllten Escher Theaterprogramm 2017/2018

nen einer Ehe auf Deutsch. Im Dezember werden Krista Birkner vom Berliner Ensemble und Daniel Bucher vom Nationaltheater Sibiu die Paaranalyse betreiben. Diese Koproduktion mit Sibiu wird zudem Mullers letzte Inszenierung als Intendant des Hauses sein. Eine weitere Koproduktion des Escher Theaters, die Thierry Mousset bereits im März im Kasemattentheater inszeniert hat, wird in den Monaten Januar und Februar in Esch zu sehen sein: *Oh du do uewen, deem séng Hand*. Mit den Darstellern Anselin, König, Schlechter und Simon wurden Mythen der griechischen Antike ins Luxemburgische und in die Form eines Einakters übersetzt. Ian de Toffoli, Olivier Garofalo, Nico Helminger und Jeff Schinker sind die Autoren dieser vielgelobten Arbeit. Im Februar wird dazu Catherine Schaub Franck Leprévosts *La chambre des larmes* mit Valérie Bodson, Denis Jousselin und Steve Karier vorstellen. In dieser Hausproduktion beschäftigt sich das Ensemble mit finanzpolitischen Gerüchten rund um die Wahl eines neuen Papstes, der sich in der *Chambre des larmes* gerade vom Kardinal in den Pontifex verwandelt. Brigitte Urhausen betritt die Bühne im März mit Mandy Thierys *Escher Meedchen*, dem Porträt einer jungen Frau zwischen verletzbarer Sprache und erdrückender Stille. In einer Koproduktion wird Charles Muller im selben Monat schließlich Frank Wedekinds Kindertragödie *Frühlings Erwachen* in gemeinsamer Arbeit mit dem Deutschen Staatstheater Tübingen inszenieren.

Neben manchem, bereits angekündigten Kanon müssen jedoch weitere Namen genannt werden: Dazu gehört sicherlich Volkmar Kammes Inszenie-



Thierry Mousset wird Anfang nächsten Jahres seine Kasemattentheaterkreation *Oh du do uewen, deem séng Hand* in Esch zeigen

rung von Grass' *Blechtrommel*. Oskar Matzeraths Lebensgeschichte ist ein Gastspiel der Stuttgarter Schauspielbühne mit dem Alten Schauspielhaus und dürfte wohl für volles Haus sorgen. In *Le portrait de Dorian Gray* von Oscar Wilde beschäftigt sich die Titelfigur im Februar mit dem Versuch, die ewige Jugend zu gewinnen. Diese Produktion der Compagnie Thomas le Douarec lässt eine Art Musiktheater erahnen. Musikalisch geht es auch im

März zu, wenn die österreichische Schauspielerin Senta Berger gemeinsam mit dem Barockorchester Lautten Compagny Berlin Sonette und Lieder William Shakespeares vertont. Der Bard of Avon wird auch im April mit dem Gastauftritt der Yamanote Jijoscha Theatre Company und *The Tempest* gewürdigt. Mit *Ziemlich beste Freunde* des Tournée-Theater Thespiskarren genehmigt sich das Escher Theater schließlich einen Publikumsmagnet mit

Gunnar Dreßlers Bühnenfassung des Kinoknüllers aus dem Jahre 2011, der auf Philippe Pozzo di Borgos Autobiografie über die ungleiche Freundschaft zwischen dem adligen Querschnittsgelähmten und dem Kleinkriminellen Driss basiert.

Weitere Informationen sind dem Programmheft und der Internetseite auf www.esch.lu zu entnehmen.

Salzburg 2017 (1)

Ce qu'il faut pour faire un festival

Lucien Kayser

Le changement à la tête du festival de Salzburg est opportun, d'autant plus que la personne de Markus Hinterhäuser invite à l'optimisme, à pareil questionnement. Alors qu'il n'est sans doute pas faux, au-delà de toute considération touristique et commerciale, de s'interroger sur leur raison d'être, ainsi pourquoi aller loin pour écouter des orchestres qui viennent au Kirchberg, et du côté du théâtre, de l'opéra, à travers le monde, il est souvent des représentations tout aussi intéressantes, et souvent, finances obligent, c'est carrément le repli sur des coproductions.

Le temps n'est plus aux conditions de la création même du festival, en l'occurrence de Salzburg, dont les raisons étaient multiples. On renouait avec la tradition médiévale des mystères, avec les fêtes du siècle baroque. Et puis il y eut la rivalité, que les Reinhardt et Hofmannsthal ont clairement exprimée, face à Bayreuth, « gruppiert um ein norddeutsches Individuum », et en opposition, il s'agissait, après la Première Guerre mondiale, d'affirmer une autre identité, individualité, « ein ungleich komplexeres und höheres Zentrum, die Kunst Österreichs ».

Aujourd'hui, que faut-il donc pour faire ou justifier un festival ? Bien sûr, « vor allem das Höchste », l'ambition vaut toujours, devrait valoir partout. Pas facile quand même, quand on occupe comme à Salzburg tous les terrains, musique, théâtre,

opéra, dans des fois, sur plus d'un mois d'été. Programmation difficile, où il faut la volonté de donner tant soit peu de cohérence, même large ou lâche. La chose s'avère encore aisée avec des concerts réunis autour de tels compositeurs, cette année, Chostakowitch, Grisey, autour de thèmes, avec le désavantage, pour l'amateur, que ça s'étend sur tout le festival, et qui peut passer un temps aussi long sur les bords de la Salzach. Ailleurs, et l'on verra la semaine prochaine des exemples dans ce sens, on rapproche, on met en avant un sujet, là, ce sera la façon dont le pouvoir s'exerce, écrase, pousse au pire.

Le festival 2017 a valu, personnellement, telles retrouvailles, ce qui lui a donné un certain charme. Dans l'un des cas, retrouvailles telles quelles, trois ans après seulement, pour un plaisir non moindre cependant ; dans l'autre cas, il s'est passé, eh oui, près d'une cinquantaine d'années, avec ce que peut provoquer une nouvelle interprétation, un réexamen, voir comment une pièce a tenu la distance, a vieilli, après la découverte de son auteur, dans les années soixante, à Paris, où Claude Régy avait fait connaître Pinter. À cette expérience conviendrait tout à fait le titre de la soirée de danse, *Vortex Temporum*, véritable tourbillon des temps, de la pièce d'Anne Teresa De Keersmaecker, coproduite d'ailleurs par les Théâtres de la Ville de Luxembourg, donnée en novembre 2014 au Limpertsberg, souvenir plus vivace donc.



La pension dans les dunes, dans les décors de Martin Zehetgruber



Pas évident, dans un temps où les orchestres passent partout, où il n'est plus que des coproductions

Pour un peu, on céderait à la tentation de pasticher tel titre nietzschéen, et parlerait volontiers de naissance de la danse à partir de l'esprit de la musique. Cela commence par la présence seule de sept musiciens du groupe Ictus (sous la direction de Georges-Elie Octors), avant que le même nombre de danseurs de Rosas ne viennent les rejoindre. Pour quelles boucles musicales, de Gérard Grisey, quelles formes spiralées, tracées d'emblée sur le sol de l'ancienne salle de cinéma Republic. Ils vont les reprendre ensemble, se séparant des fois, mais jusqu'au piano y participera, bougeant, mesurant à son tour l'espace (et il faut en passant admirer le pianiste tenant le coup). C'est bien de mesure qu'il s'agit, dans la musique, dans le mouvement des danseurs, mesure du temps plus encore que de l'espace ; la composition de Gérard Grisey date de 1996, mais pas une ride dans cette recherche dite « spectrale », quant à la chorégraphie, on la sait plus récente, et dans sa réduction, dans sa clarté, sa pureté, elle n'en prendra pas non plus. Il a été question de naissance, on aboutit à des épousailles.

Allez aux archives de l'Ina, sur internet, pour l'intervention de Claude Régy, un soir de 1968, juste avant les événements, au sujet de Pinter. Une femme a écrit à l'auteur, lui demandant des explications au sujet de l'Anniversaire ; Pinter lui a répondu en reprenant ses questions, à son propre sujet, qui elle est, d'où elle parle, ce qu'elle veut dire, rien d'autre. Du Pinter à cent pour cent, tel qu'il ressort également de la mise en scène précise d'Andrea Breth ; cette façon aussi dont la banalité d'un coup prend un air de mystère et une allure violente, dans la pension du bord de mer. Tout y allait son train, entre le vieux couple et le soi-disant pianiste arrivé depuis un an, jusqu'au jour où surgissent deux hommes qui très vite semblent avoir un compte à régler avec Stanley, le jeune homme passablement délabré. Le soir, c'est la fiesta qui dérape, pour son anniversaire ; le lendemain, ils l'embarquent.

Pinter peut irriter, la lettre que Régy mentionne en témoigne. Faut se laisser aller, plonger dans son univers, habité avec la plus grande justesse par les acteurs au Landestheater. De là à se sentir à l'aise dans la pension envahie par les dunes, les herbes, c'est autre chose, c'est le contraire que recherche Pinter. Et à la fin de la pièce, une barque renversée, ce qu'il en reste, à l'intérieur même, a définitivement effacé les limites. Une poésie vénéneuse, là encore, dans les décors de Martin Zehetgruber.

Les Salzburger Festspiele durent encore jusqu'au 30 août : salzburgerfestspiele.at.

STIL

La fin de la vie sans bornes

josée hansen

Je me souviens d'une époque, c'était à la deuxième moitié du siècle dernier, où on prenait la voiture, une berline normale, à sept passagers, parents, grands-parents et enfants, les uns sur les genoux des autres, avec comme seul dispositif de sécurité un chapelet (sait-on jamais...) et un seau d'eau (pour refroidir le moteur qui surchauffait constamment, mais qu'on ne pouvait faire remplacer, faute de sous). Peut-être que le patriarcat de la famille avait même encore une cigarette au bec, parfois les enfants étaient relégués dans le coffre où ils jouaient avec le chien, mais on n'avait certainement pas peur des nombreux dangers qui nous guettaient : cette nouvelle mobilité était trop synonyme de liberté.

Pourtant, les Américains étaient embourbés dans la guerre du Vietnam, la guerre froide faisait rage et en Allemagne, les RAF semaient la terreur. Hanns-Martin Schleyer fut pris en otage et assassiné, les détournements d'avion par des activistes pour la cause palestinienne faisaient partie du quotidien – et on s'en foutait. Découvrir le monde en voiture, sans contraintes et sans limites, était le symbole d'une société libre, où les femmes brûlaient leur soutien-gorge et où on découvrait les joies de la marijuana en écoutant Pink Floyd ou le musical *Hair*.

Aujourd'hui, on ne peut plus être plus de quatre dans une voiture, tous attachés par des ceintures de plus en plus performantes, les sièges enfants sophistiqués bouffant toute la place du siège arrière, Impossible de fumer en présence d'enfants, jeter son mégot par la fenêtre serait en outre politiquement incorrect, les valeurs des émissions de gaz nocifs de la voiture ont été manipulées par le constructeur, et de toute façon, prendre le volant équivaut à s'engouffrer dans un interminable bouchon et participer à la production de *smog*. Mais le malheur ne s'arrête pas à l'arrivée : à cause de quelques dangereux écervelés – au choix d'obédience islamiste, d'extrême-droite ou simplement dérangés –, les villes se transforment en forteresses qui vous signifient dès l'entrée sur leur territoire qu'on n'y est pas le bienvenu avec sa caisse. Car, même si elles ne sont pas toutes d'hypothétiques voitures-béliers, ces voitures doivent toutes se garer quelque part. Ainsi, la place de l'Étoile est en ce moment bordée de barrières métalliques pour empêcher les fêtards de la *Schueberfouer* de s'y garer.

Plus loin, une soixantaine de plots en béton sont installés pour barrer le passage à la foire à tout véhicule suspect. La Ville de Luxembourg a massivement investi dans des blocs en béton impressionnants par leur taille et leur aspect de Léo géant, dont une fière construction trône à l'entrée du *Knuedler*. Une prévention doublement importante en période électorale, le sentiment subjectif de sécurité des citoyens étant traditionnellement un des principaux enjeux électoraux. Après chaque attentat, que ce soit à Nice ou à Barcelone, des critiques reprochent notamment aux responsables politiques de ne pas avoir prévu l'hypothèse d'un attentat, de ne pas avoir mis (assez) de plots de béton partout. Mais un bloc pesant une ou deux tonnes, selon le modèle, arrêtera-t-il vraiment un



La Ville de Luxembourg a fait installer soixante plots en béton aux abords de la *Schueberfouer*

camion de 19 tonnes, comme celui de Nice, lancé à toute vitesse ?

Peut-être que ces plots, ces bornes et ces barrières qui régulent et réduisent désormais l'espace public ne sont que les signes extérieurs d'une société qui se ferme ? Après la période de toutes les libertés à la fin du XX^e siècle, qui a succédé à la chute du mur de Berlin, ce début du XXI^e siècle est celui du repli, idéologique, politique, économique. Les catalogues des possibles destinations de vacances mincissent, la société de surveillance s'est banalisée, les politiques d'extrême-droite n'ont plus peur de prôner le protectionnisme économique. Et pour que le citoyen lambda qui, insouciant, se promène dans ce qu'il croyait être l'espace public comprenne bien que la société des classes existe, il

doit franchir de plus en plus d'obstacles, montrer ses papiers (même en voyageant à l'intérieur de l'espace Schengen), avoir le bon pedigree, la bonne couleur de peau et un nom adéquat.

Si, après chaque attentat meurtrier, les responsables politiques scandent que jamais, au grand jamais, les terroristes n'auront raison de notre mode de vie, il se trouve qu'en réalité oui, peu à peu, ces cons la bouffent, notre liberté. Dans cette guerre asymétrique qui a lieu dans nos villes, les combattants irréguliers gagnent du terrain et on leur en veut à mort pour ça aussi. Tiens, ne vaudrait-il pas mieux fermer toutes les quincailleries artisanales de la rue Scheffer, qui vendent des couteaux, nouvelle arme du pauvre prise par ces fous furieux ?

Le produit



La mode du barbu hipster a fait pousser les *barber shops* comme des champignons. Et avec eux, une multitude de produits d'entretien ont été créés pour la pilosité du visage. Cela va de l'assouplissant au wax adoucissant, en passant par les eaux parfumées. Il a beau se donner un faux air de bûcheron avec sa chemise à carreaux, le barbu au bouc taillé de près est une *fashion victim* comme les autres. Mais il faut reconnaître que toute mode amène avec soi des trouvailles ingénieuses. Ainsi, la compagnie britannique *dearbarber.co.uk* a lancé un produit très utile pour ces messieurs qui se rasent encore à l'ancienne, et qui jusque-là plongeaient leur gilette dans une montagne de mousse à raser dont ils avaient du mal à éliminer de façon simple et propre les résidus. Si le gel de rasage a un peu facilité la tâche, il n'a pas éliminé entièrement ces petits problèmes. Avec *Shave oil*, l'huile de rasage de Dear Barber, tout devient enfin plus pratique. À commencer par le packaging, car le mini flacon de trente millilitres s'intègre bien au nécessaire de voyage. La texture, composée d'huile d'amande, de graines de raisin et de limon, donne une peau de bébé et élimine les poils sans pratiquement laisser de résidus. Comme quoi, merci aux barbus d'avoir aidé à faciliter le rasage du non poilu. (En vente à la Barber Station by JP Lasserre, 18, rue du Fort Wallis.) GD

L'événement



Le fait divers des œufs contaminés n'en était qu'un de plus parmi tant d'autres, mais c'est ce genre de news qui vous donnent envie de tourner autant que possible le dos aux grandes surfaces et de privilégier les produits naturels issus de la culture (biologique, si possible) nationale. À part aller faire ses courses dans des magasins spécialisés comme Naturata, voire dans certaines fermes locales le week-end, il est appréciable de constater que des initiatives locales se donnent la peine de réunir des producteurs nationaux pour mieux faire connaître leurs produits. C'est ainsi qu'un **marché de produits luxembourgeois** aura lieu les 2 et 3 septembre au hall sportif à Medernach. C'est déjà pour la 28^e fois que ce marché est organisé, et il sera possible d'y sympathiser avec des producteurs et fabricants, de tester leurs produits, et évidemment de les acquérir. Les matières proposées,

comme la compote de prunes, la bière ou le jambon, viendront de régions diverses, telle la Moselle, l'Our, la région autour du barrage et le Mullerthal. Un *show cooking* sera organisé pendant les deux jours, qui fera aussi renaître quelques recettes de grand-mère. GD

L'endroit



Dudelage est sans conteste devenue la deuxième ville du pays au niveau culturel. Raison suffisante pour la commune de rendre le centre-ville aussi agréable que ses galeries d'art ou le CNA. La métamorphose est de taille pour qui s'y balade après quelques années d'abstinence. Des bistros sympas comme le légendaire Why not et le plus récent Vagabond ont été dotés de terrasses généreuses, et une zone piétonne agréable donne sur l'un ou l'autre restaurant où il fait bon rentrer. **Mad about Peru** (photo : GD) en fait partie. Pour le concept péruvien, Dudelage a une exclusivité, car ce genre gastronomique national n'a pas encore intégré les murs de la capitale. Raison de plus d'aller y déguster le délicieux Pisco sour en apéro (connu aussi au Chili), avant d'attaquer les ceviche de poule et autres poissons, qui baignent dans une bonne citronnade assaisonnée d'arômes naturels du pays latin. À recommander aussi, le guacamole, dans lequel on trempe généreusement les croustillants chips de banane plantain, et finalement le délicieux filet de bœuf cuit au wok ou le poulet au riz sauté et épices péruviennes. Arrondir le tout avec une bonne glace au lucuma, délicieux fruit des Andes. Mais attention : le local étant très exigu et super bien visité, une réservation s'impose quelques jours à l'avance (tél. : 661 266 980). GD

L'endroit

La **galerie Beim Engel**, pourtant stratégiquement bien située, en face du Musée national d'histoire et d'art et des galeries Nosbaum-Reding et Valerius, est l'enfant mal aimé de la politique culturelle du ministère. L'espace exigu et mal aménagé est toujours surchargé de brol entre ses rares salles d'exposition, de sorte à ce qu'on se sente davantage sur un marché aux puces que dans une institution publique. Du temps de Bob Krieps, le ministère avait plusieurs fois tenté de le réorienter, demandant des concepts au Casino Luxembourg ou à Alex Reding, sans toutefois y réserver de budget. Désormais, le secrétaire d'État libéral Guy Arendt veut que le ministère l'exploite lui-même, avec sa série d'expositions *Intro*. Or, rien n'y fait, il faudra quand même se résoudre à y investir : la semaine dernière, sa cave était carrément inondée (photo : TPC). jh

